

# Capri 29

Zeitschrift für schwule Geschichte  
Oktober 2000

INHALT: Halwani über Essentialismus & Sozialkonstruktivismus (Seite 2-20)  
Herzer über Gottfried Keller & die Freundesliebe (Seite 23-40) Féray über Julien Chevalier (Seite 21-22) Mildenberger über schwule Neo-Nazis in den 80er Jahren (Seite 41-47) Silberholpe über Otto Peltzer in Schweden (Seite 48)



CAPRI WIRD VOM SCHWULEN MUSEUM (MEHRINGDAMM 61, 10961 BERLIN) HERAUSGEGEBEN – REDAKTION: MANFRED HERZER, BLÜCHERSTRASSE 61, 10961 BERLIN – ☎ 6948617

E-MAIL: [HOMO3000@T-ONLINE.DE](mailto:HOMO3000@T-ONLINE.DE)

DRUCK & VERLAG: "CONNIE FRANCIS" VERLAG FÜR DIE FRAU, LANKWITZ (SCHÖNER FREMDER MANN!)

ISSN 1431-8024

Danke, danke, danke, du süßes kleines Schwulenreferat, du warst so wundervoll!!!!

## Vorbemerkung zu

**Halwani:** Der folgende Aufsatz von Raja Halwani erschien zuerst vor zwei Jahren im *Journal of Homosexuality* (Vol. 35, 1998, S. 25-51). Er wurde von der CAPRI-Redaktion in der Hoffnung ins Deutsche übersetzt, die hierzulande nur müde und zögerlich rezipierte Diskussion über die Historizität der Homosexualität, die in der englisch-sprechenden Welt seit etwa dreißig Jahren stattfindet, bereichern und inspirieren zu können. Halwanis Begründung des Essenzialismus hat mich in zwei Punkten besonders beeindruckt: Zum einen erscheinen mir die Beispiele, die er für die Existenz von Schwulen und Lesben in fernen Epochen und Kulturen anführt, in hohem Maß plausibel und evident. Zum andern pflegt er in seinem vierten Kapitel einen für Essenzialisten relativ undogmatischen und flexiblen Umgang mit dem unvermeidlichen essenzialistischen Glaubensgrundsatz einer genetischen Codierung der Homosexualität. Es kommen für Halwani auch andere mögliche Ursachen für Homosexualität infrage als die Gene, etwa »gewisse universelle psychologische Faktoren«. Halwani stößt dort an seine Grenze, wo er nicht einmal die Frage zu stellen wagt, ob der Historiker und der Ethnologe, der die Homosexuellen fremder Epochen und Kulturen verstehen will, überhaupt Annahmen über die Ursache der Homosexualität machen muss. Genügt es nicht, wenn sich ein Forscher klar macht, dass Ausdrücke wie »Homosexueller«, »Ehefrau«, »Vater«, »König«, »Religion« oder »Verwandtschaftssystem« usw. in anderen Kulturen nicht die identische Bedeutung haben wie in der eigenen? Und wenn er sich ferner darum bemüht, die jeweilige Bedeutungsdifferenz so genau wie möglich zu beschreiben? Sind dann nicht Annahmen zu der Frage entbehrlich und überflüssig, ob das Bedürfnis nach Religion, Homosexualität, Monarchie und Familie zur menschlichen Natur oder zur genetischen Ausstattung gehört? Und gehen dann nicht auch Vorwürfe ins Leere, hier würden Kategorien der

eigenen Kultur naiv oder kolonialistisch auf fremde Epochen und Kulturen projiziert und so ein Verstehen des Fremden verhindert? Wird nicht gerade durch den Gedanken, dass alle Menschen schon immer ihre Geschichte selber machen, wenn auch unter unterschiedlichen Voraussetzungen, ein Verstehen des Fremden überhaupt erst ermöglicht?

Ein wichtiger amerikanischer Autor der sozialkonstruktionistischen Richtung, Edward Stein, benannte jüngst den Dissens in der Geschichtsforschung so: »Niemand bestreitet, dass es in jeder Kultur Leute gab, die Sex mit Leuten des eigenen Geschlechts hatten. Strittig ist aber, ob die Klassifizierung von Leuten nach dem Geschlecht derer, die sie sexuell begehren, Grundlegendes über eine Person (some basic fact about a person) auszusagen vermag. Konstruktionisten bestreiten dies und verweisen auf die Vielfalt der Unterscheidungen, die in verschiedenen Kulturen in Bezug auf Sex und sexuelles Verlangen gelten, während Essenzialisten hier zustimmen.« (Stein 2000, S. 554) Es trifft gewiss zu, dass in anderen Regionen und Epochen mit der Frage nach dem Geschlecht der Sexualpartner nichts Grundlegendes über die betreffenden Personen ermittelt werden kann. Dies schließt aber nicht aus, dass Fragestellungen sinnvoll sein können, die der Forscher von außen an die zu erforschende Kultur heranträgt, um Erkenntnisse über gesellschaftliche Verhältnisse zu gewinnen, die im kollektiven Bewusstsein der betreffenden Kultur nicht oder nur in mystifizierter Form reflektiert werden, die aber nichtsdestoweniger Wirkungen auf das Handeln der Mitglieder dieser Kultur ausüben können. Eine Frage, die Halwani erörtert, lautet etwa: Wie leben Männer in der libanesischen Stadt Beirut, die nur Angehörige ihres eigenen Geschlechts sexuell begehren? Orthodoxe Sozialkonstruktionisten, die ermittelt haben, dass im Libanon oder in der libanesischen Kultur die Klassifikation der Männer nach dem Geschlecht derer, die diese Männer sexuell begehren, nicht vorkommt, müssen eine

solche Fragestellung als unzulässig zurückweisen. Aber ist es nicht in solchen Fällen sinnvoll, nach den Bewusstseinsformen (oder wie immer man das nennen will) zu fragen, in denen sich die praktizierte Homosexualität bei den Beteiligten reflektiert? Halwanis beeindruckendes Beispiel der lesbischen Nonne Benedetta, die glaubte, sie wäre der Engel Splenditello, wenn sie mit ihrer Partnerin Bartolomea Sex machte, und die von der kirchlichen Untersuchungsbehörde für eine Besessene gehalten wurde, zeigt doch, dass gerade dann die ideologischen Mystifikationen, die die Wahrnehmung prägen, Gegenstand einer historischen Analyse sein können, die bemerkenswerte Resultate zeitigt.

Von dem Kopenhagener Historiker Wilhelm von Rosen habe ich 1995 und 1998 zwei Aufsätze zur schwulen Geschichte Dänemarks ins Deutsche übersetzt. An ihnen kann recht gut die Problematik einer solchen »konstruktivistischen Interpretation« historischer Gebilde dargelegt werden. Die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zunehmende Häufigkeit von Quellen, die Homosexualität in Dänemark erwähnen, erklärt er damit, dass die deutsche Erfindung oder Konstruktion »Homosexualität« durch wissenschaftliche Bücher und Fachzeitschriften in Dänemark verbreitet wurde, während die »homosexuelle Praxis« von Dänen, die mit der Eisenbahn nach Berlin reisten und diese Praxis dort erlernten, in ihre dänische Heimat eingeführt wurde, ähnlich wie schwule Europäer, die in den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts in die USA reisten, von dort das Konzept des Gay-Seins mitbrachten und für seine Verbreitung in Europa sorgten. Bis zum Import der Homosexualität war in Dänemark wie im übrigen Europa eine Vorstellung verbreitet, die von Rosen mit den Begriffen »Sodomie« und »Päderastie« umschreibt. Da er aber in den dänischen Archiven keine Dokumente gefunden hat, die dänische Sodomie oder Päderastie erwähnen, schließt er daraus auf ihr Nichtvorhandensein oder falls sie existierten,



ohne in den Archiven Spuren zu hinterlassen, auf ihre Irrelevanz für die Arbeit des schwulen Historikers. Eine der bedenklichen Folgen aus diesem Ansatz ist die Ausschließung ganzer Themenbereiche aus dem Feld schwuler Geschichtsforschung. Personen der dänischen Geschichte wie König Christian VII., Søren Kierkegaard oder Hans Christian Andersen, die nach dieser Konzeption weder als Homosexuelle noch als Sodomiter anzusehen sind, aber sexualhistorisch gerade wegen ihrer geschlechtlichen Uneindeutigkeit Interesse verdienen, halten schwule Sozialkonstruktivisten für uninteressant.

Im deutschen Sprachgebiet besitzt die Diskussion um Essenz und Konstruktion der Homosexualität eine spezifische Färbung: biologische Annahmen und Fragestellungen verfallen rasch einem Faschismusverdacht, wobei noch rascher auf die biowissenschaftliche Ausrichtung der Sexualwissenschaft oder auf die quasi essenzialistischen Schwulenemanzipationsbestrebungen in der Weimarer Republik verwiesen wird. So glaubt man etwa an Verbindungen zwischen Magnus Hirschfelds Geschlechtskunde und dem eliminatorischen Antisemitismus sowie anderen Großverbrechen der deutschen Faschisten. Ein Beispiel aus jüngster Zeit: Andreas Pretzel will zwar Magnus Hirschfeld in seiner Mitschuld am NS

nicht mit dem Nazi-Politiker Julius Streicher gleichsetzen, ein bisschen aber doch: »Damit kein Zweifel aufkommt: Hirschfelds eugenische Auffassungen sind nicht zu relativieren.« (Pretzel 2000, S. 56)

Der Nachweis, dass die Nazis zur sozialen Konstruktion ihrer Feinde, die sie nach ihrem Machtantritt auszurotten versuchten, auf die Biowissenschaften angewiesen waren oder auch nur zurückgreifen konnten, ist bisher nicht einmal versucht worden. Gewiss gab es Ärzte und Biologen (vgl. Deichmann 1995) wie Gottfried Benn, Josef Mengele und zahllose andere, die zugleich auch Nationalsozialisten waren. Deren Fachwissen war aber nicht erforderlich, um sich selbst und ihre Parteigenossen für den Massenmord an Pflegebedürftigen, Juden und Kommunisten zu motivieren. Ökonomische Kosten-Nutzen-Modelle der damaligen bürgerlichen Volkswirtschaftslehre, die aber mit Biowissenschaften überhaupt nichts zu tun hatten, dürften bei der Entscheidung zur Massentötung von pflegebedürftigen Behinderten womöglich eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Die Aufnahme oder gar Weiterführung der Diskussion über Theorien der schwulen Geschichtsforschung ist im deutschen Sprachgebiet unzulänglich. Für mich liegt in diesem Befund ein gewisser Trost, denn meine Interpretation des Histori-

schen Materialismus zum Thema »Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis« (zuletzt Herzer 1990) ist bisher konsequent ignoriert worden. Irgendwie ist das auch ein bisschen schmerzhaft.

M.Herzer

## Literatur

**Deichmann, U.** (1995): Biologen unter Hitler. Porträt einer Wissenschaft im NS-Staat. Frankfurt.

**Herzer, M.** (1990): Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis, in: Capri Heft 3, S. 19 ff.

**Pretzel, A.** (2000): Kein Denkmal für Magnus Hirschfeld? in: Konkret, Nr. 6, S. 56 f.

**Stein, E.** (2000): Social Constructionist and Essentialist Theories, in: Reader's Guide to Lesbian and Gay Studies, ed. by T.F.Murphy, Chicago & London, S. 553 f.

**Von Rosen** (1995): Månens Kulør, zur Geschichte der Schwulen in Dänemark, in: Capri, Nr. 19, S. 2 ff.

**Von Rosen** (1998): Die schwule Geschichte Dänemarks bis zum Ersten Weltkrieg, eine konstruktivistische Interpretation, in: Dokumentation einer Vortragsreihe in der Akademie der Künste. 100 Jahre Schwulenbewegung. Berlin, S. 189 ff.

Raja Halwani

## Essenzialismus, Sozialkonstruktivismus und die Geschichte der Homosexualität

Mit der bemerkenswerten Ausnahme John Boswells haben die meisten Historiker der Sexualität das Modell des Sozialkonstruktivismus in der einen oder anderen Form für ihre Arbeit angenommen. Sie haben entweder ihre Forschungen auf der Annahme gegründet, dass der Sozialkonstruktivismus wahr ist, oder sie haben zu zeigen ver-

sucht, dass er wahr ist. Einige Historiker haben eine Stellungnahme zu dieser Frage vermieden. Sehr wenige haben ohne weiteres den Essenzialismus ihrer Arbeit zugrunde gelegt. Man kann den Sozialkonstruktivismus als eine These zur Sprache oder zur Erkenntnistheorie oder zur Ontologie deuten. Als sprachtheoretische These besagt

er, grob gesprochen, dass vor einer bestimmten zeitlichen Epoche (gewöhnlich das neunzehnte Jahrhundert) die Wörter »homosexuell« und »Homosexualität« nicht existierten. Als erkenntnistheoretische These behauptet der Sozialkonstruktivismus, dass vor einer bestimmten Zeit die Menschen keine Kenntnis von dem Phänomen

homosexueller Menschen und/oder vom Konzept der Homosexualität besaßen. Als ontologische These behauptet er, dass vor einer bestimmten Zeit Homosexualität schlicht nicht existierte; Homosexuelle habe es nicht gegeben. Demnach ist die Homosexualität eine zeit- und kulturabhängige Eigenschaft. Andererseits behauptet der Essenzialismus, dass Homosexualität eine ahistorische und kulturübergreifende Eigenschaft ist. (Im ersten Abschnitt dieses Textes werde ich auf diesen drei Ebenen argumentieren.) Es ist aber meine eigentliche Absicht, mich mit dem Sozialkonstruktivismus als ontologischer These auseinanderzusetzen.

Die erste Annahme dieses Textes lautet, dass der Essenzialismus vollständig mit der historischen (sowie mit der zeitgenössischen anthropologischen) Evidenz kompatibel ist, was ich zu beweisen versuche. Ich werde sogar für eine noch stärkere These argumentieren, nach der es gegenwärtig *keine* historische Evidenz gibt, mit der schlüssig gezeigt werden könnte, dass der Essenzialismus falsch ist. Um dem Vorwurf der Trivialität zu entgehen, werde ich zudem behaupten, dass die historische Evidenz dem Sozialkonstruktivismus eine weniger hohe Wahrscheinlichkeit zukommen lässt als dem Essenzialismus. Das bedeutet, dass beide, Essenzialismus wie Sozialkonstruktivismus, unter historischem Gesichtspunkt gleich wahrscheinlich sind.

In gewisser Hinsicht ist meine Intention in den folgenden Darlegungen eher bescheiden. Ich argumentiere nicht für irgendwas Positives; ich behaupte nicht, dass der Essenzialismus wahr ist, obwohl ich ihn für wahr halte. Ich möchte lediglich behaupten, dass bisher die

Wahrheit des Sozialkonstruktivismus in historischer Hinsicht nicht gezeigt wurde. Zudem werde ich neben einigen allgemeinen Bemerkungen zu Essenzialismus und Sozialkonstruktivismus vor allem die Beziehung zwischen diesen beiden Sichtweisen und der historischen Evidenz betrachten.

Im ersten Abschnitt unterscheide ich drei Spielarten von Sozialkonstruktivismus. Im zweiten Abschnitt referiere ich Beweismittel, die von Historikern zur Verteidigung des Sozialkonstruktivismus vorgelegt wurden, sowie die Argumente, mit denen sie diese Beweismittel vermeintlich begründen können. Ich erörtere die Standpunkte von George Chauncey, Neil Miller und Alan Bray und behaupte, dass deren Ansichten nicht haltbar sind. Im dritten Abschnitt diskutiere ich die Position David Halperins und begründe, warum ich die historische Evidenz für vollständig vereinbar mit dem Essenzialismus halte. Im vierten Abschnitt argumentiere ich, dass beide Ansätze, Essenzialismus und Sozialkonstruktivismus, im ontologischen Sinne und bei gegebener historischer Evidenz gleich wahrscheinlich sind. Außerdem führe ich einige Gründe an, die für die These sprechen, dass vor dem Hintergrund unserer bekannten Geschichte eine historische Evidenz weder für den essenzialistischen noch für den sozialkonstruktivistischen Ansatz spricht. Im fünften und letzten Abschnitt zeige ich, dass es unter der Voraussetzung einer fehlenden derartigen Evidenz gute Gründe gibt, den essenzialistischen Ansatz zu akzeptieren.

## 1. Drei Formulierungen des Sozialkonstruktivismus (und Essenzialismus)

Der Sozialkonstruktivismus (und zugleich, wenn auch im Gegensatz dazu, der Essenzialismus) kann aus drei unterschiedlichen Perspektiven untersucht werden: auf der terminologischen, auf der erkenntnistheoretischen und auf der ontologischen Ebene. Auf der erstgenannten Ebene wird behauptet, dass der Ausdruck »homosexuell« nicht vor einer bestimmten Zeit und nicht außerhalb bestimmter Kulturen existierte. Dem liegt die Überlegung zugrunde, dass »homosexuell« als Terminus eine Erfindung der Wissenschaft in der westlichen Welt des neunzehnten Jahrhunderts ist. Vor dem neunzehnten Jahrhundert gab es keinen Sachverhalt, der als »homosexuell« zu bezeichnen ist.<sup>1</sup> Obwohl diese Behauptung zutrifft, ist sie nicht sehr wichtig. Wörter, Termini und Ausdrücke werden jederzeit geprägt, ohne dass notwendigerweise entsprechende ontologische Entitäten vorhanden sind. Damit soll natürlich nicht behauptet werden, dass uns Wörter nicht auch oft unterschiedliche Sichtweisen auf die Realität eröffnen. Wenn beispielsweise [die afroamerikanische Romanautorin und Nobelpreisträgerin] Toni Morrison den Ausdruck »whitewoman« verwendet, zwingt sie uns, die Welt auf neue Weise zu sehen. Wir beginnen jetzt zu verstehen, dass eine bestimmte Art von Personen, whitewomen, existiert. Entscheidend ist jedoch, dass Toni Morrison diese Personengruppe *nicht geschaffen hat*, dass vielmehr ihr Ausdruck uns hilft, die

<sup>1</sup> Im englischen Sprachgebiet 1892, im deutschen Sprachgebiet 1869 (nach Halperin 1872 im deutschen Sprachgebiet, siehe Halperin 1990, S. 15).

Welt anders zu ordnen. Ob eine solche Klassifikation letztlich korrekt ist oder nicht, wäre zu prüfen. Ich möchte mich hier aber nicht mit der terminologischen Ebene beschäftigen.

Auf der erkenntnistheoretischen Ebene wird behauptet, dass die Menschen vor einem bestimmten Zeitpunkt keine Wahrnehmung oder Idee oder Konzeption<sup>2</sup> des Homosexuellen besaßen, von einer Person, deren erotische und sexuelle Fantasien ausschließlich oder in erster Linie auf Angehörige des eigenen Geschlechts gerichtet sind.<sup>3</sup> Die Vorstellung hierbei ist ungefähr die folgende: Wenn wir jemandem begegnen, etwa einem Mann aus der griechischen Antike, dem wir beschreiben, was ein Homosexueller ist, dann findet der Mann unsere Beschreibung bestenfalls bizarr oder im ungünstigsten Fall unverständlich. Die Erörterung des Aristophanischen Mythos im *Symposium* durch David Halperin soll uns eben dies zeigen, dass Aristophanes nicht, wie der erste Eindruck nahelegen könnte, eine klare Unterscheidung von Homosexuellen und Heterosexuellen kennt. (Halperin 1990, S. 18-24) Ein essenziellistischer Einwand auf dieser erkenntnistheoretischen Ebene würde etwa

<sup>2</sup> Ich nehme an, dass man ein Konzept von etwas haben könnte, ohne einen Terminus zu kennen, der das Konzept bezeichnen könnte. Beispielsweise hatten manche Gesellschaften ein Konzept davon, was es bedeutet, von den Europäern erobert und ausgeplündert zu werden, obwohl ihnen der Terminus »Kolonialismus« nicht zur Verfügung stand.

<sup>3</sup> Diese Definition gab Michael Ruse, Ruse 1988, S. 1. Sie könnte für Sozialkonstruktionisten und für Essenziellisten gleichermaßen akzeptabel sein. Erstere bestreiten nicht, dass Homosexuelle solche Wünsche und Fantasien haben. Somit sagt die Definition nichts darüber aus, in welchem Grad jemand der einen oder der anderen Position zuneigt.

lauten, dass damals ein Bewusstsein von Homosexualität durchaus vorhanden war, obwohl nicht notwendigerweise weit verbreitet. Es ist hier entscheidend, den genauen Zeitpunkt und den geografischen Ort der strittigen Phänomene zu benennen. Wenn man beweisen kann, dass Homosexualität im Florenz der Renaissance kein fremdes Konzept war, dann hat man noch nichts Einschlägiges über andere Orten und Zeiten ausgesagt. Sofern jedoch die sozialkonstruktivistische These lautet, dass vor einem bestimmten Zeitpunkt ein solches Konzept nicht existierte, würde schon ein einziger Fall zur Widerlegung ausreichen.

Bevor ich fortfahre, möchte ich noch einige weitere Bemerkungen zur Erkenntnistheorie anbringen. Zunächst scheint das Vorhandensein des Homosexualitätskonzepts vor dem neunzehnten Jahrhundert beweisbar zu sein.<sup>4</sup> Das umstrittenste Be-

<sup>4</sup> Ein solcher Beweis findet sich bei Boccaccio. Im *Decamerone* erzählt Giovanni Boccaccio die Geschichte eines reichen Mannes, der in Perugia eine Frau heiratete, ohne diese Heirat wirklich zu wollen. Ungünstig für Pietro di Vinciolo war, dass er eine »üppige junge Frau mit rotem Haar und einem leidenschaftlichen Temperament geheiratet hatte, die ganz gut mehrere Ehemänner brauchen könnte und nicht nur einen einzigen und die nun erleben musste, dass das Herz ihres Gatten nicht ihr gehörte, sondern irgendwem anderen.« (Mitchell 1995, S. 10) Pietro hatte kein Bedürfnis nach Geschlechtsverkehr mit seiner Ehefrau und es gab daher auch keinen Sex zwischen den Eheleuten. Seine Frau beschließt, fremd zu gehen, und Pietro erwischt sie beim Ehebruch. Er löst das Problem, indem er dafür sorgt, dass der junge Mann, mit dem seine Frau schlief, am Ende zu Pietro ins Bett steigt. Es kommt auf das gleiche hinaus, ob die Geschichte völlig fiktiv ist oder ob Boccaccio sie nach einer wahren Begebenheit aufgezeichnet hat: Die Möglichkeit, dass Homosexuelle existierten, war wenigstens für einige Italiener im vierzehnten Jahrhundert nicht allzu unvertraut.

weisstück findet sich an jener Stelle in der Rede des Aristophanes im *Symposion*, wo er die Liebe erklärt, indem er ihren Ursprung beschreibt. Ich möchte nicht diesen »Mythos« nacherzählen, ich will aber den wichtigen Satz hier zitieren, der viele Forscher, unter ihnen auch Boswell, zu dem Glauben veranlasste, Aristophanes kannte die Homosexualität: in 192 B sagt Aristophanes: »Nachdem sie erwachsen sind, lieben sie Knaben, und auf Ehe und Kinderzeugung lenken sie nicht von Natur den Sinn, sondern sie werden durch das Gesetz genötigt. Sie selbst wären zufrieden, miteinander ehelos zu leben.« (Platon 1994, S. 59) Halperin ist nicht überzeugt, dass Aristophanes hier über Homosexuelle sprach. Nach Halperin haben wir keinen Anlass zu der Annahme, dass Frauen, die Frauen begehren, und Männer, die Männer begehren, von Aristophanes unter eine gemeinsame Kategorie subsumiert werden. Geht man davon aus, dass wir dies in bezug auf die Kategorie Homosexualität tun, dann folgt daraus, dass Aristophanes nicht notwendigerweise an Homosexualität gedacht haben muss. Zudem gibt es innerhalb der Kategorie Mann einen entscheidenden Punkt, der bedacht sein will: Aristophanes sprach von Männern, die Knaben lieben, und von Knaben, die Männer lieben. Die Männer, von denen Aristophanes unserer Ansicht nach sprach, sind keine Homosexuellen im heutigen Sinn, denn die Männer liebten Knaben, und die Knaben liebten (vielleicht asexuell) Männer. Kurz gesagt, dachte Aristophanes nicht an das gleiche wie wir, wenn wir von Homosexualität sprechen.

Zwei Punkte sind hervorzuheben. Erstens hat Aristophanes zu der Frage, ob Frauen und Männer, die Personen des eigenen



Geschlechts begehren, unter eine Kategorie subsumierbar sind, geschwiegen. Soweit argumentiert Halperin korrekt. Allerdings ist etwas anderes entscheidend. Für den Essenzialismus ist es kein essenzieller Grundsatz, dass homosexuelle Männer und homosexuelle Frauen auf die gleiche Art geschlechtlich begehren müssen, um tatsächlich als Homosexuelle zu gelten. Hingegen ist es für den Essenzialismus essenziell, dass sie (a) Personen des eigenen Geschlechts erotisch und geschlechtlich begehren und dass sie (b) ihnen dieses Begehren objektiv und intrinsisch eignen und nicht nur in Abhängigkeit von einer partikularen Kultur. Halperin attackiert hier lediglich ein irrelevantes Element des Essenzialismus.

Der zweite Punkt betrifft die Tatsache, dass Aristophanes in der Frage unentschieden scheint, wie er die Beziehung zwischen dem Lebensalter der Männer und ihre Liebe füreinander beschreiben solle. Tatsächlich spricht er von Männern, die Knaben begehren und vice versa. Zugleich aber spricht er von Männern, die zufrieden »wären, miteinander ehelos zu leben« (obiges Zitat). Zudem erzählt er uns, dass jeder von ihnen, wenn er das Glück hat, seine andere Hälfte zu finden, niemals die gefundene Gemeinschaft aufgeben wolle. Nimmt man an, dass die beiden Hälften gleichaltrig sind, so impliziert dies den Wunsch nach einer lebenslangen Gemeinschaft: »Diese sind es auch, die gemeinsam das ganze Leben zubringen [...]« (192 C) Aristophanes scheint hier zwischen zwei entgegengesetzten Positionen zu schwanken: einerseits die logische Implikation seines eigenen Mythos und zum anderen die in Athen üblichen Mann-Knabe-Beziehungen. Entscheidend ist hier indes, dass für Aristophanes die

generelle Möglichkeit zweier etwa gleichaltriger Männer, die sich sexuell begehren, durchaus nicht fremd gewesen ist.

Trotz dem soeben Gesagten ist es schwierig zu verstehen, unter welchen Voraussetzungen ein Bewusstsein von Homosexualität entstehen kann. Damit ist gewiss noch nicht erwiesen, dass Homosexualität existierte. Allenfalls könnte als erwiesen gelten, dass eine Idee von der Homosexualität vorhanden gewesen sein könnte. Doch selbst wenn wir nur die Möglichkeit ohne das tatsächliche Vorhandensein der Homosexualität einräumen, können wir doch auf einen ähnlichen Sachverhalt wie oben hinweisen: die Tatsache – falls es denn eine Tatsache ist –, dass Menschen in der fernen Vergangenheit eine Vorstellung von der Homosexualität besaßen, bedeutet nicht, dass es damals schon Homosexuelle gegeben hat. Diesen ontologischen Anspruch müssen wir bei der folgenden Argumentation beachten. Andererseits würde auch die Abwesenheit einer Vorstellung von Homosexualität nicht viel verändern. Die Tatsache, dass die Menschen in der Vergangenheit nicht wussten, dass Licht aus Photonen besteht, heißt nicht, dass damals Licht nicht aus Photonen bestanden hat. Etwas ähnliches gilt in bezug auf die Homosexualität.

Auf der ontologischen Argumentationsebene behaupten die Sozialkonstruktionisten, dass es vor einem bestimmten Zeitpunkt keine Homosexuellen gab. In den Worten von Edward Stein ist die sexuelle Orientierung »kulturabhängig, relational und womöglich nicht objektiv«. (Stein 1992, S. 325) Homosexuelle betraten demnach die Szene in einer bestimmten Kultur, und nur in Relation zu dieser Kultur ist Homosexualität eine relatio-

nale Eigenschaft. Essenzialisten behaupten im Gegensatz dazu, dass Homosexualität objektiv, intrinsisch und kulturunabhängig ist. Wenn Homosexualität existiert, dann ist dies unabhängig von gesellschaftlichen und kulturellen Faktoren der Fall und zwar, weil ihre Ursprünge oder Ursachen kulturunabhängig sind. Sie sind entweder genetisch oder hormonal oder ödipal oder irgendwie kombiniert.<sup>5</sup>

Ich habe im obigen Abschnitt die Vorstellung von »Ursachen« erwähnt; es ist nun wichtig zu beachten, dass der Sozialkonstruktionismus nach Richard Mohr als eine anti-realistische These wie auch als eine anti-essenzialistische These konstruiert werden kann. (Mohr 1992, S. 222 f.) Im ersteren Fall liefere der Sozialkonstruktionismus darauf hinaus, dass es keine hinreichenden Ursachen in der Natur gibt, die die Homosexualität (und vermutlich die Heterosexualität) erklären könnten. Oder anders gesagt ist es erforderlich,

<sup>5</sup> An dieser Stelle ist besondere Vorsicht geboten. Beispielsweise wäre es überraschend, wenn sich die psychoanalytische Theorie als unabhängig von allen Umgebungseinflüssen erweisen würde. Die wichtige Rolle des Vaters in der Familie ist gewiss an eine patriarchalische Gesellschaft gebunden, an eine (hoffentlich) nur kontingente gesellschaftliche Konfiguration. Zudem determinieren die Gene nicht vollständig den Phänotyp eines Organismus. Dieser ist vielmehr Resultat der Kollaboration mit der Umwelt. Ich erörtere das im Kapitel 4 der vorliegenden Arbeit. – Ian Hacking (1992) vertritt die Ansicht, dass gesellschaftliche Ursachen zur Erklärung der Homosexualität nicht ausreichen; gleichwohl seien sie aber notwendig. Er argumentiert, dass homosexuelle Akte intentionale Handlungen sind, die demzufolge für den Akteur eine gewisse Deskription erfordern, um seiner Intention gemäß zu agieren. Ferner ist die Deskription des homosexuellen Akts eine soziale Konstruktion, woraus folgt, dass die Homosexualität ebenfalls eine soziale Konstruktion ist. Richard Mohr (1992, S. 228-235) bietet eine exzellente Kritik der Hackingschen Ansicht.



auf gesellschaftliche und kulturelle Ursachen zurückzugreifen, um eine befriedigende Erklärung der Homosexualität oder der Abwesenheit von Homosexualität zu geben. Als anti-essenzialistische These konstruiert enthielte der Sozialkonstruktivismus Aussagen über die Definition von »Homosexualität«: Es gibt keine objektive Definition für Homosexualität, die kulturübergreifend und/oder epochenübergreifend gilt, und »wenn der Ausdruck »Homosexualität« in verschiedenen Kulturen angewendet wird, so ist diese Anwendung fragwürdig«. (Mohr 1992, S. 223)

Mohrs Unterscheidung ist richtig, da die Frage der Ursachen und die Frage der Definitionen logisch distinkt sind. Wir könnten beispielsweise eines Tages entdecken, dass es keine hinreichenden natürlichen Ursachen für Homosexualität gibt, und dennoch könnten wir »Homosexualität« definieren, indem wir die Definition allein auf das Sexualverhalten zwischen Geschlechtsgleichen gründen und dem eine transkulturelle Geltung zuordnen. Beide Fragen sind jedoch verknüpft: würde eine genetische Erklärung der Homosexualität entdeckt werden, dann wäre dies ein exzellenter Anlass, um »Homosexualität« in genetischen Termini zu definieren. Die Definition wäre dann quasi automatisch gesellschafts- und kulturunabhängig.

Bevor wir fortfahren, möchte ich noch einmal betonen, dass ich (a) Essenzialismus und Sozialkonstruktivismus auf der ontologischen Ebene diskutiere, dass ich mich (b) auf den realistischen/antirealistischen Aspekt der Debatte konzentriere und dass ich mich (c) mit jenem Aspekt des Sozialkonstruktivismus befasse, den man mit einem Ausdruck von Ed Stein als

»nicht leere Kategorie« bezeichnen könnte, also dem Aspekt, nach dem der Ausdruck »homosexuell« einen bestimmten Personentyp bezeichnet, der allein innerhalb bestimmter kultureller und zeitlicher Grenzen existiert.

## 2. Ansichten einiger Historiker über die »Konstruktion« der Homosexualität

Einige Historiker des Geschlechtslebens müssen gar nicht besonders tief in die Vergangenheit eintauchen, um festzustellen, dass Homosexualität damals nicht existierte. So will etwa George Chauncey in seinem Buch *Gay New York* anscheinend behaupten, dass es am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in New York City keine Homosexuellen im heutigen Verständnis gegeben habe: »Vor allem war es keine Welt, in der die Männer in »Homosexuelle« und »Heterosexuelle« unterteilt waren.« (Chauncey 1994, S. 12) Chauncey möchte begründen, dass »in entscheidender Hinsicht die hetero-homosexuelle Binariät, jenes heute in der amerikanischen Kultur hegemoniale sexuelle Regime eine erstaunlich junge Schöpfung ist« (S. 13). Er argumentiert folgendermaßen: Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, etwa bis zum Weltkrieg, verlief die Einteilung im wesentlichen zwischen »fairies« oder »pansies« und »trade« oder »richtigen Männern«. Entscheidend für diese Zweiteilung war nicht die sexuelle Objektwahl, sondern die Geschlechterrolle der betreffenden Person. Folglich galt ein Mann, der Sex mit anderen Männern suchte und effeminiert war, als fairy oder pansy. Ein Seemann jedoch, dessen Geschlechterrolle einem »normalen« Mann entsprach, wurde als »trade« bezeichnet. »Die Normabweichung (oder »queerness«) des »fairy« war

sowohl durch seinen »frauenähnlichen« Charakter oder seine »Effemination« definiert wie durch sein Werben um männliche Sexualpartner; der »Mann«, der – gleichgültig wie oft – auf dieses Werben einging, galt nicht als abnorm oder »homosexuell«, solange er die männlichen Geschlechtsrollenkonventionen beachtete« (S. 13). Schließlich begannen zwischen 1910 und 1930 die nicht effeminierten Männer (die zudem die effeminierten Männer ablehnten), die aber sexuell mit anderen Männern verkehrten, sich selbst als »queer« zu bezeichnen. Um die Wahl solcher Etikettierungen zu verstehen, muss man die Rolle bedenken, die die Geschlechterrollen dabei spielen. Wollten wir nämlich versuchen, die Etiketten allein an die sexuelle Objektwahl zu heften, so gerieten wir in beträchtliche Schwierigkeiten. Fairies, trade und queers wollen gern Sex mit Männern haben. Was die drei Typen jedoch unterscheidet betrifft allein die Geschlechterrollen. Fairies waren effeminiert, trade-Männer waren maskulin, ohne dass ihnen ihren Wunsch nach Sex mit Männern, besonders mit effeminierten, problematisch erschienen wäre. (Viele dieser trades hätten sich selbst vermutlich als »heterosexuell« bezeichnet.) Queers waren maskuline Männer, die andere maskuline Männer begehrten.

Chaunceys Analyse ist zweifellos sehr interessant, sie ist aber gewiss nicht gleichbedeutend mit einer Begründung des Sozialkonstruktivismus. Zunächst schreibt Chauncey selbst an vielen Stellen so, als ob es ihm nur um Taxonomie oder Klassifikation geht: »In den 1930er, 40er und 50er Jahren ersetzte die heute übliche Einteilung der Männer in »Homosexuelle« und »Heterosexuelle« die Einteilung der Männer in »fairies« und »normale

Männer« auf Basis ihrer vermuteten Vorlieben im Geschlechtsverkehr.« (S. 13, Herv. von Halwani) Und: »Einen Zugang zum Verständnis der Unterschiede zwischen den *konzeptionellen Schemata*, nach denen männliche Sexualbeziehungen und Identitäten in der ersten und in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhundert *organisiert* waren, kann man durch Betrachtung des Wandels gewinnen, dem die populären Ausdrücke zur *Bezeichnung* homosexuell aktiver Männer unterworfen waren.« (S. 14, Herv. von Halwani) Die Ausdrücke »Einteilung«, »organisiert«, »konzeptionelle Schemata« bedeuten, dass die Klassifikation von homosexuell aktiven Männern als *fairies*, *trade* und *queers* aus einer gesellschaftlichen Praxis resultieren. Damit ist aber keineswegs gezeigt, dass es keine Homosexuellen gab. Es wird lediglich gezeigt, dass die Ausdrücke »Homosexueller« und »Heterosexueller« nicht in Gebrauch waren oder ihr Gebrauch nur wenig verbreitet war. Chaunceys Ausführungen können nicht einmal zeigen, dass Personen, Homosexuelle und Heterosexuelle, zu Beginn dieses Jahrhunderts das Konzept der Homosexualität nicht kannten. Ein *fairy* oder ein Seemann könnten sehr wohl verstanden haben, dass es Männer gibt, die ausschließlich andere Männer geschlechtlich begehren: Der *fairy* würde sich selbst als einen von diesen bezeichnen, und der Seemann würde ebenfalls auf diesen *fairy* als Beispiel verweisen können.

Chauncey folgt einer ähnlichen Argumentationslinie wie andere Historiker der Sexualität: man findet eine oder mehrere Eigenschaften (bei Chauncey sind es Effemination und Maskulinität), die bestimmend oder sogar definierend sind für die sexuellen Normen einer bestimmten Gesell-

schaft; sodann behauptet man, diese Eigenschaften ist nicht vorhanden in oder nicht essenziell für gegenwärtige Sexualnormen; daraus wird dann der Schluss gezogen, dass das, was heute als Homosexualität und Heterosexualität existiert, in der fraglichen Gesellschaft nicht existierte. Dieser Gedankengang ist fehlerhaft. Nach einer kurzen Diskussion der Ansichten von Neil Miller und Alan Bray werde ich mich mit David Halperin auseinandersetzen. Ich hoffe, dass es mir gelingt, die Fehler dieser Argumentation klarzulegen.

In der Einleitung zu *Out of the Past* schreibt Neil Miller, sein Buch gehe von der Annahme aus, »dass gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts im Westen eine moderne Vorstellung von homosexueller Identität in Umrissen hervorzutreten begann. Seit jenem historischen Augenblick war es möglich, sich selbst als jemand zu begreifen, der durch das Attrahiertsein durch Personen des eigenen Geschlechts definiert ist – unabhängig von allen Inversionen der Geschlechterrolle – und später wurde es möglich, auf dieser Basis eine Gemeinschaft zu konstruieren.« (Miller 1995, S. XXI) Weiterhin erzählt Miller, dass es eine Spaltung der Historiker in Essenzialisten und Sozialkonstruktionisten gibt. Die ersteren glauben, es habe in der Vergangenheit immer eine schwule Identität und Subkultur gegeben. Die anderen glauben hingegen, dass nur bestimmte Gesellschaften hinreichende Bedingungen für die Entstehung schwuler Identität und Subkultur ausgebildet. Miller sieht sich selbst auf der Seite der Sozialkonstruktionisten, weil »diese [außerhalb Europas und vor 1800 existierenden] Identitäten sich sehr stark von unseren eigenen unterscheiden [...] Vor

allem aber waren sie [die schwulen Prototypen] nicht durch ihre sexuelle Orientierung oder Attraktion definiert: Der Homosexuelle der antiken Welt war ein Jedermann und nicht ein spezifischer ›Typ.« (S. XXII)

Millers Ausführungen illustrieren ausgezeichnet die Konfusion, die die Debatte zwischen Essenzialisten und Sozialkonstruktionisten prägt. Ein Begriff, der häufig in die Irre führt, lautet »homosexuelle Identität«. Eine sinnvolle Verwendung dieses Begriffs wäre etwa die Bezeichnung einer Person, deren Eigentümlichkeit weitgehend durch Sexualität geformt wird. Demnach wäre die Behauptung, dass ich eine homosexuelle Identität besitze, ungefähr dasselbe wie die Behauptung, dass meine Homosexualität für die Frage, was für eine Person ich bin, eine sehr wichtige Rolle spielt, indem sie in meinem gesellschaftlichen, politischen, moralischen, emotionalen und intellektuellen Leben gegenwärtig ist. Es ist jedoch sehr gut vorstellbar, dass es eine Person gibt, die ein Homosexueller / eine Homosexuelle ist, ohne eine homosexuelle Identität zu haben. Etwa ein Priester, der entsprechend sexuell disponiert ist, der aber sein Keuschheitsgelübde sehr ernst nimmt und der Ansicht ist, sein Sexualleben sei für ihn unwichtig. Ich möchte behaupten, dass eine solche Person keine sexuelle Identität hat.<sup>6</sup> Es ist jetzt entscheidend, in der Identitätsfrage zwischen den Wörtern »homosexu-

<sup>6</sup> Cum grano salis gesprochen. Natürlich können wir ihn stets als homosexuell identifizieren, und in einem minimalen Sinn hat eine solche Person eine homosexuelle Identität. Es scheint mir aber besser zu sein, in diesem minimalen Sinn einer »Identität« den Ausdruck »homosexuelle Identität« zu vermeiden, da er irreführend wäre.

ell« und »schwul«<sup>7</sup> zu unterscheiden. Das letztere ist mit enormen gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Konnotationen befrachtet, wodurch es unserem Jahrhundert und bestimmten geografischen Regionen besonders eng verbunden ist. Tatsächlich wird »schwul« häufig verwendet, um eine bestimmte Lebensweise zu bezeichnen. Der Ausdruck »schwule Identität« ist dabei redundant, denn falls »schwul« unter anderem bedeutet, dass man an Straßenumzügen teilnimmt, sich in der Bewegung betätigt, in Schwulen- und Lesbenbars geht, auf Homophobie ablehnend reagiert usw., dann bildet die Homosexualität tatsächlich einen großen Bereich dessen, was die betreffende Person *ist*. Gewiss kann es bei diesem Verständnis von »schwul« und »homosexuell« sinnvoll sein, wenn man von jemandem sagt: »Er ist ein Homosexueller, aber er ist nicht schwul«, (ob die Umkehrung des Satzes wahr sein kann, wäre zu diskutieren). Darüberhinaus wird es bei diesem Verständnis der Wörter eine triviale Wahrheit, dass vor dem neunzehnten Jahrhundert niemanden mit einer schwulen Identität existiert hat.

<sup>7</sup> Anm. d. Übers.: Halwanis Ausdruck »gay« wurde stets mit »schwul« übersetzt, was nur ungenau dem Bedeutungsgehalt von »gay« entspricht. Während »schwul« seit dem frühen neunzehnten Jahrhundert in der Unterschicht als meist schmähende und beleidigende Bezeichnung für Homosexuelle gebräuchlich war, die etwa seit 1970 von der westdeutschen Schwulenbewegung emanzipatorisch umgewertet wurde, war »gay« im angloamerikanischen Sprachgebrauch des zwanzigsten Jahrhunderts eine euphemistische und verharmlosende Tarnbezeichnung für Homosexuelle. Diesen beschwichtigenden Nebensinn, der bei »schwul« völlig fehlt, hat »gay« auch in der neueren englischen und nordamerikanischen Gay Rights Movement nicht verloren.

Es ist aber keineswegs eine selbstverständliche Annahme, dass es vor dem neunzehnten Jahrhundert niemanden mit einer homosexuellen Identität gegeben hat. Vielleicht hat es sie gegeben. Doch selbst wenn es sie nicht gegeben hat, würde dies nicht heißen, dass es keine Homosexuellen gegeben hat. Es würde lediglich heißen, dass diese Homosexuellen und die Gesellschaften, in denen sie lebten, ihre Sexualität, grob gesagt, nicht als Teil dessen auffassten, was sie waren. Wenn es eine Gesellschaft gibt (oder gab), in der um den Sex als solchen nicht viel Aufhebens gemacht wird und in der Heterosexualität nicht zur Norm erhoben wird, dann würde es in dieser Gesellschaft vermutlich keinen erkennbaren Grund geben, dass Homosexualität oder Heterosexualität konstitutive Elemente im Charakter der Einwohner werden.

Das Vorhandensein einer homosexuellen Identität ist, wie wir gesehen haben, keine essenzielle Bedingung des Essenzialismus. Dies gilt ebenfalls für das Vorhandensein einer homosexuellen oder schwulen »Subkultur«. Obwohl das antike Athen oftmals so dargestellt wird, als ob es das Greenwich Village der antiken Welt gewesen sei, gilt die Formation einer homosexuellen Subkultur nicht als Grundannahme der Essenzialisten. Die minimale aber zentrale Annahme des Essenzialismus lautet hingegen, dass Homosexuelle in der Vergangenheit existiert haben, und diese Annahme folgt aus jener anderen, nach der Homosexualität eine intrinsische, kulturunabhängige und objektive Eigenschaft einiger Menschen ist. Es ist für Miller ungünstig, dass er sich auf zwei nicht zentrale Annahmen des Essenzialismus kapriziert hat.

Alan Brays wundervolles Buch *Homosexuality in Renaissance England* ist vom Autor dem sozialkonstruktivistischen Lager zugeordnet worden. »Dieses Buch habe ich im wesentlichen in dieser Tradition [der Tradition von Michel Foucault und Jeffrey Weeks] geschrieben«, teilt er uns in der Einleitung mit. (Bray 1995, S. 9) Welches aber sind seine Begründungen? Die wichtigste lautet, dass es sehr schwierig sei, sich von einem essenzialistischen Standpunkt aus mit der Geschichte zu befassen: Die Quellen verwenden, auch wenn sie Homosexualität erwähnen, Ausdrücke, die noch andere Bedeutungen haben (S. 8). Wenn der Historiker schließlich die Perspektive des Philosophen und des Theologen einnehmen muss, erlebt er eine Enttäuschung: »Der Forscher wird bald feststellen, dass es Verhaltensweisen gab, die wir gewöhnlich als homosexuell bezeichnen, die aber die damaligen Zeitgenossen in völlig anderen Begriffen wahrgenommen haben.« (S. 9) Wir wollen prüfen, wie sich diese generelle Überlegung in Brays Werk auswirkt.

Im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts entstand in London das Phänomen der Molly Houses. Das waren öffentliche oder private Orte, an denen sich Homosexuelle begegnen konnten. Ferner: »Die Molly Houses und die Gelegenheitstreffpunkte wie der St. James's Park waren keine abgetrennten Bereiche. Sie waren vielmehr Teil einer spezifisch homosexuellen Welt, einer Gesellschaft in der Gesellschaft.« (S. 85) Eben diese gesellschaftliche und kulturelle Dimension unterscheidet die Homosexualität des achtzehnten Jahrhunderts von der Homosexualität, die es davor gegeben hat. Die Differenz liegt weniger in der Existenz dieser Häuser, denn etwas



ähnliches gab es bereits vor dem achtzehnten Jahrhundert. Eher ist die Differenz darin zu sehen, dass die Molly Houses ein signifikanter Teil der Gesellschaft waren: »ihre [der Molly-House-Gesellschaft] Produktion eigener distinkter Konventionen wie Kleidermoden, Sprechstile, ein eigener Jargon, besondere Gesten und Handlungsweisen mit bloß intern verständlicher Bedeutung« (S. 86). Besonders auffällig an der Molly-House-Gesellschaft war die starke Ausprägung von Effemination und Transvestitismus (S.86), wobei dieser Transvestitismus von den Beteiligten intendiert war, nicht zur Täuschung der Öffentlichkeit über das wahre Geschlecht, sondern beschränkt auf die quasi private Sphäre im Molly House – und es »hatte etwas zu tun mit Homosexualität« (S. 88). Am wichtigsten aber war das Entstehen einer neuen Wahrnehmungsweise der Homosexualität parallel zur Kultur der Molly Houses: der maßgebliche Aspekt war von nun an nicht mehr der *Akt*, sondern die *Person*; Homosexualität wurde jetzt eher als Charaktereigenschaft bestimmter Personen gesehen und weniger als eine Sünde oder ein Laster, in das prinzipiell jeder verfallen kann (S. 104). Bray stellt nach diesem Befund die folgende Frage: Nimmt man an, dass sich dieser Wahrnehmungswandel eher revolutionär als evolutionär vollzog (was vermutlich eine falsche Annahme ist, doch wollen wir sie als zutreffend gelten lassen) –, warum ist dies geschehen?

Brays Antwort ist höchst erstaunlich: »Es gibt keine Antwort auf diese Frage, wenn man sich nur auf dem Gebiet der Geschichte der Homosexualität bewegt. Der Grund dafür ist [...] dass eine umfassende Geschichte der Homosexualität bisher nicht geschrieben wurde, noch

gibt es eine Geschichte »der Familie« oder selbst eine Geschichte der Sexualität. Diese Dinge erhalten ihre Bedeutungen von den unterschiedlichen Gesellschaften, die ihnen eine Form geben; wenn diese Formen sich verändern, dann aufgrund des gesellschaftlichen Wandels« (S. 104). Tatsächlich versucht Bray die Frage in Begriffen des gesellschaftlichen Wandels zu beantworten. Der Wandel in der Wahrnehmung der Homosexualität ist Teil eines umfassenden allgemeinen Wahrnehmungswandels; er ist Teil der Entwicklung von Empirismus, Individualismus und naturwissenschaftlichem Geist, die im achtzehnten Jahrhundert begannen, die englische Gemütsverfassung zu okkupieren.

Ich habe den Eindruck, dass in dieser Argumentation ein großer Irrtum enthalten ist. Wenn wir unter »Familie« eine spezifische Form familialen Arrangements verstehen, die in einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort existiert, dann hat sie tatsächlich keine Geschichte. Doch haben wir in diesem Fall die Geschichte nur dadurch ausgestrichen, dass wir »die Familie« in eben dieser Weise definierten. Wenn wir jedoch »die Familie« in weniger spezifischen Begriffen definieren, etwa als »eine zusammenwohnende Gruppe von Individuen, die mindestens aus Eltern und einem Kind besteht«, dann kann man gewiss eine ordentliche Geschichte schreiben. Ähnliches gilt für »Sexualität«. Ich will jedoch mehr darüber bei der Diskussion der Ansichten Halperins sagen. Und ähnliches gilt auch für »Homosexualität«. Warum kann sich Alan Bray die Besucher der Molly Houses nicht als Homosexuelle denken, die unter den Bedingungen der Gesellschaft, in der sie lebten, effeminiert und transvestitisch waren? Warum

kann die Geschichte der Homosexualität, oder wenn man so will, ein Teil dieser Geschichte nicht darin bestehen, dass die Ursachen dafür aufgedeckt werden, dass die Homosexualität in unterschiedlichen historischen Epochen in unterschiedlichen Verkleidungen vorkam? Warum sollte man nicht fragen: »Warum waren die Homosexuellen in den Molly Houses Transvestiten?«, anstatt zu erklären, jene Besucher der Molly Houses waren keine Homosexuellen? Bray möchte zeigen, dass die Mollies mit ihren Vorgängern den homosexuellen Geschlechtsverkehr gemeinsam hatten, dass sie aber im Unterschied zu diesen Vorgängern Personen mit einer bestimmten sexuellen Identität gewesen seien, was sie wiederum mit den modernen Homosexuellen gemeinsam haben sollen, (sie unterscheiden sich von den Modernen in Hinsicht auf ihre Effeminiertheit). So haben wir also Sodomiter, Mollies und Homosexuelle. Aber aus welchem Grund muss uns diese Klassifikation zu der Ansicht veranlassen, es gebe keine durchgängige Homosexualität? Warum kann man nicht annehmen, dass alle (oder doch einige; nicht alle Sodomiter waren Homosexuelle) diese Leute Homosexuelle waren, die sich in wichtigen Punkten von einander unterschieden? Und warum kann die *Geschichte der Homosexualität* nicht, wenigstens partiell, eine Geschichte der sozialen und sonstigen Faktoren sein, die diese wichtigen Unterschiede herbeiführten? Ich kann für Brays drastische Schlussfolgerung keine zwingende Begründung sehen.

### 3. David Halperin über Sexualität

Ich wende mich jetzt den Ansichten David Halperins zu, spe-



ziell den ersten beiden Kapiteln von *One Hundred Years of Homosexuality* (Halperin 1990). Dort sieht es oft so aus, als beträfe der Streit zwischen Sozialkonstruktionisten und Essenzialisten die Terminologie. Er schreibt über die Einführung des Wortes »homosexuality« in die englische Sprache (S. 15), und in einem besonders interessanten Abschnitt heißt es: »Die eigentlichen Schwierigkeiten, denen sich jeder Kulturhistoriker der Antike ebenso gegenüber sieht wie der Kritiker der gegenwärtigen Kultur, liegen erstens im Wiederauffinden der Begriffe, durch die die Individuen in vergangenen Gesellschaften ihre Erfahrung bildeten, und zweitens in der Frage, wie die Differenz zwischen jenen Begriffen und unseren heute geltenden zu messen und zu bewerten ist.« (S. 28 f.) Es wäre zweifellos reizvoll, Halperins Auffassung so zu verstehen, als ob sie allein die Sprache betreffen würden. Tatsächlich geht es aber nicht allein um Sprachprobleme. Es geht um Ontologie: »Obwohl es [...] Personen gab, die sexuellen Kontakt zu anderen Personen suchten, die dem gleichen Geschlecht angehörten wie sie selbst, sind diese Personen doch erst etwa in den letzten hundert Jahren Homosexuelle gewesen.« (S. 29) Gleich auf der ersten Seite seines Essays »One Hundred Years of Homosexuality« erzählt uns Halperin, dass es »vor 1892 keine Homosexualität gab, sondern nur sexuelle Inversion« (S. 15). In einem Interview mit Richard Schneider sagt er: »Homosexualität und Heterosexualität sind nicht die atomistischen Bildungselemente des erotischen Verlangens oder die grundlegenden Bausteine, aus denen die sexuelle Natur jeder Person konstruiert ist. Sie repräsentieren lediglich ein Muster unter vielen, an denen sich menschliche Le-

bensgemeinschaften orientierten, wenn sie die Grenzen zogen, die den Bereich dessen festlegten, was für wen als sexuell attraktiv gelten kann.« (S. 45) Dies ist keine Frage der Terminologie sondern der Ontologie.

Wir wollen uns zunächst um ein Verständnis der Halperinschen Ansicht über die Sexualität bemühen, von der Homosexualität bloß eine moderne Spezies ist, und dann seine Argumentation nachvollziehen. Für Halperin ist Sexualität eine moderne Erfindung. Da Homosexualität Sexualität voraussetzt, ist Homosexualität ebenfalls eine moderne Idee (S. 24). Sexualität ist eine kulturelle Produktion: »Sie repräsentiert die *Aneignung* des menschlichen Körpers und seiner erogenen Zonen durch einen ideologischen Diskurs.« (S. 25) Halperin unterscheidet sorgfältig zwischen Sexualität und Sex, und er hält letzteren für eine »Naturtatsache« (S. 25). Sich selbst bezeichnet er ausdrücklich als Sozialkonstruktionisten, eine Position, die er durch die Annahme charakterisiert sieht, dass »sexuelle Wünsche gelernt werden und dass sexuelle Identitäten durch die Interaktion eines Individuums mit anderen gebildet werden« (S. 42) Ein wichtiges Beweisstück für die konstruktivistische Position sind »anthropologische und historische Studien, die hinreichend gezeigt haben, dass Muster der sexuellen Präferenz und Konfigurationen des Wünschens von einer Kultur zur anderen enorm variieren« (S. 42). Für Halperin sind die Ausdrücke »homosexuell« und »heterosexuell« jedoch nicht bloß klassifizierende Einrichtungen; sie bezeichnen »neue Typen des Verlangens, neue Arten verlangender menschlicher Wesen« (S. 43) und zwar deshalb, weil nach Halperin (a) Homosexualität und Heterosexualität nicht die Bau-

steine sexuellen Verlangens sind, und (b) sie nicht unreal sind: wenn man sagt, sie sind neu, bedeutet das nicht, dass sie imaginär sind; es ist eine Tatsache, dass es Homosexuelle und Heterosexuelle gibt (S. 43)

Wir wollen jetzt die Argumente näher betrachten. Halperin hält Sexualität, wie wir gesehen haben, für eine moderne Erfindung. Homosexualität setzt Sexualität voraus. Aber »Sexualität« ist kein deskriptiver Terminus; Sexualität »dient zur Interpretation und Organisation menschlicher Erfahrung und sie leistet eine ziemliche Menge begrifflicher Arbeit« (S. 25). Dies geschieht auf dreierlei Weise: (a) Sexualität wird als separater Bereich der »psychophysischen Natur« einer Person verstanden; (b) Sexualität als separierte »Entität« umfasst Aspekte, die in der Vergangenheit quer durch die Bereiche des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens verliehen, Aspekte wie Leidenschaft, Erotik, Liebe, Intimität, Affektivität, Lust, Verlangen; und (c) Sexualität ermöglicht das Entstehen von sexueller Identität; sie ermöglicht die Idee, dass jede Person eine Essenz besitzt, die in sexuellen Begriffen verstehbar ist. »Sexualität ist somit keine Eigenschaft des menschlichen Lebens in jeder Gesellschaft. Denn der heutige Gebrauch des Wortes Sexualität (zumindest außerhalb der Biowissenschaften) ist nicht auf irgendeine positiven physischen Eigenschaften bezogen [...] die kulturunabhängig existieren. Es bezeichnet nicht eigentlich einige allgemeine Aspekte oder Attribute des Körpers.« (S. 25) Dieses Argument ist fragwürdig. Halperin behauptet, »Sexualität« sei kein deskriptiver Ausdruck. Anscheinend ist es demnach ein interpretativer Ausdruck und nicht rein deskriptiv. Wo aber ist die Interpre-

tation? Wenn man sagt, »Sexualität« bezeichne eine abgegrenzte psychophysische Entität in einer Person, heißt dies durchaus nicht, dass »Sexualität« interpretierend wirkt, oder sie wirkt interpretierend in einem naturwissenschaftlichen Sinn, so als ob man ein bestimmtes theoretisches Elementarteilchen in die Physik einführt. Wenn man es dann noch als Tatsache annimmt, dass jede Person eine sexuelle Essenz besitzt, so ist dies keine interpretierende Aussage. Wenn ich sage: »X ist ein Homosexueller«, dann habe ich damit nicht notwendigerweise ein interpretierendes Urteil abgegeben. Außerdem scheinen für Halperin nur handfeste physische Eigenschaften als universelle Sachverhalte zu gelten. Darüber könnte man allenfalls diskutieren. Emotionen, sofern es mentale Zustände sind, könnte man durchaus als nicht-physisch ansehen, wobei einige davon wie Zorn und Freude universell vorkommen. Ethische Sachverhalte sind ebenfalls nicht-physisch. Ob sie aber damit als nicht-universell gelten können, bleibt Gegenstand der Diskussion. Dieses Argument Halperins ist offensichtlich nicht stichhaltig. Es könnte ja sein, dass der Begriff der Sexualität von Wissenschaftlern missbraucht wurde, daraus kann aber nicht geschlossen werden, dass der Begriff immanent interpretierend oder gar bewertend ist.

Warum aber eine *Erfindung*? Warum ist Sexualität eine Erfindung? Nach Halperin ging der »Erfindung« der Sexualität eine sexuelle Bewertung voraus, die sich auf die sexuellen *Handlungen* bezog. Allein mit dem Heraufkommen der Sexualität ging das Interesse auf die Vorstellung der sexuellen Orientierung über, und die Gesellschaft begann, die Menschen nach Maßgabe ihrer sexuellen Orientierung zu identi-

fizieren. Zweifellos unterscheiden sich menschliche Wesen in bezug auf ihre sexuellen Präferenzen, was sogar älteren Gesellschaften bekannt war. Halperin findet indes die moderne Sichtweise verwirrend, nach der sexuelle Präferenzen die persönliche Identität determinieren. (S. 26) Warum sollten sexuelle Präferenzen eher als etwa Präferenzen bei Nahrungsmitteln solche Determinanten sein? Halperin argumentiert hier so: (a) Wenn es keinen Anlass gibt, in den Vorlieben für bestimmte Nahrungsmittel konstituierende Momente der persönlichen Identität zu sehen, dann ist es ebenfalls nicht zwingend, in sexuellen Vorlieben diese konstituierenden Momente zu sehen; (b) wir haben keinen Anlass, in den Vorlieben für bestimmte Nahrungsmittel konstituierende Momente der persönlichen Identität zu sehen; (c) daher ist es auch nicht zwingend, in den sexuellen Vorlieben konstituierende Momente der persönlichen Identität zu sehen. Diese Schlussfolgerung wird von der historischen Tatsache gestützt, dass vormoderne Gesellschaften die sexuelle Präferenz nicht für ein determinierendes Moment für die Identität einer Person hielten. Warum hätten sie das auch tun sollen? Die Tatsache, dass wir dies tun, beweist die kulturelle Konstruiertheit der sexuellen Präferenz.

Es gibt eine Reihe von Einwänden gegen diese Argumentation und die Annahmen, die ihr zugrunde liegen. Zunächst ist die Analogie zwischen Nahrung und Sex nicht sehr glücklich. Es gibt Eigentümlichkeiten der sexuellen Aktivität, die universell sind und die sie von Aktivitäten der Nahrungsaufnahme unterscheiden. Typisch für die sexuelle Aktivität ist die Privatheit, und das ist universell der Fall. Typisch ist ferner die Vergesellschaftung der sexuellen Akti-

vität mit bestimmten Emotionen wie Liebe, Herrschaft, Besitz und Zuneigung, was ebenfalls universell vorkommt. Ich möchte nicht sexuelle Aktivität mit Sexualität oder sexueller Präferenz gleichsetzen, ich behaupte allerdings, dass es wichtige Merkmale gibt, die der sexuellen Aktivität assoziiert sind und die die Annahme rechtfertigen, dass Sexualität auf ganz andere Weise für uns wichtig sind als die Essgewohnheiten. Deshalb ist die Analogie mit den Essgewohnheiten eher dürftig.

Wir haben nun gesehen, dass der Essenzialismus nicht darauf angewiesen ist, irgendeine enge Beziehung zwischen sexueller Präferenz und Fragen der Identität anzunehmen. Die Annahme, Homosexualität oder Heterosexualität seien Determinanten der persönlichen Identität, ist kein essenzielles Argument des Essenzialismus. Wenn Psychologen, Naturwissenschaftler, die Gesellschaft im Ganzen und selbst Schwule und Lesben annehmen wollen, dass sexuelle Präferenz konstitutiv für Identität ist, so ist dies dennoch keine wesentliche Annahme des Essenzialismus. Um es offen zu sagen: ob die sexuelle Präferenz die Identität einer Person determiniert, hängt von dem Ausmaß und der Rolle ab, die die sexuelle Präferenz im Leben einer Person einnimmt, (was nicht heißen soll, dass jemand frei entscheiden kann, ob die sexuelle Präferenz für die Identität determinierend ist). Wenn Halperin von Homosexualität und Heterosexualität spricht, dann meint er aber stets, dies seien bestimmende Merkmale für die Identität. Mit anderen Worten: Halperin argumentiert mit einem Verständnis von Sexualität mit einer sozusagen eingebauten Identität.

Wir wollen aber etwas genauer hinsehen und fragen, welche

Motive einer Ansicht wie der Halperins zugrunde liegen. An erster Stelle steht hier offensichtlich die historische und kulturelle Evidenz. Es ist die Fülle von Daten, die sexuellen Normen der verschiedenen Kulturen betreffen und uns veranlassen, innezuhalten und nachzudenken, bevor wir die eigenen sexuellen Kategorisierungen auf andere Kulturen anwenden. Etwa das antike Athen. Nach Halperin hat das sexuelle Verhalten im antiken Athen »weniger innere Dispositionen oder Neigungen zum Ausdruck gebracht (obwohl dies natürlich auch geschah), als vielmehr dazu gedient, gesellschaftliche Akteure in die ihnen zugeschriebene Position zu bringen, die sie aufgrund ihres politischen Ranges in der hierarchischen Struktur der Athener Polis einzunehmen hatten« (S. 32). Obgleich jedweder Sex ein Verlangen zum Ausdruck brachte, war das Verlangen selbst »bereits geformt von der allseits akzeptierten Definition des Sexes als einer Aktivität, die generell nur zwischen einem Bürger und einem Nicht-Bürger stattfand, zwischen einer Person, die mit allen Bürgerrechten ausgestattet war, und einer von minderedem Status« (S. 32) Für einen Athener war Sex nicht etwas, das er *mit* jemand anderem tat; es war ein Akt, den er *auf* jemand anderem vollzog. Entscheidend für den sexuellen Akt ist die Frage, wer der aktive und wer der passive Teilnehmer ist. Auch ist das Lebensalter der Partner wichtig: Sex zwischen zwei etwa gleichaltrigen Athenern, würde ihren Sexualakt bestenfalls peinlich erscheinen lassen, weil es auf die Frage, wer von beiden den aktiven Part gespielt hat, keine leichte Antwort gibt, wenn es sie überhaupt gibt. Obwohl es aber schwierige Fragen in bezug auf das antike

Athen gibt, hat es damit noch kein Ende:

»Teilt der »Päderast«, der erwachsene verheiratete Mann des klassischen Griechenland, der regelmäßig einen männlichen Adoleszenten penetriert, *die gleiche Sexualität* mit dem »Berdache«, dem eingeborenen amerikanischen Mann (Indianer), der regulär von einem erwachsenen Mann penetriert wird, mit dem er zuvor in einer öffentlich und sozial sanktionierten Zeremonie verheiratet worden war? Teilt letzterer *die gleiche Sexualität* mit dem Stammesangehörigen und Krieger auf Neuguinea, der vom achten bis zum fünfzehnten Lebensjahr täglich den Samen älterer Jugendlicher schluckte, dann seinen eigenen Samen auf die gleiche Weise von Jüngeren schlucken lässt und schließlich mit einer erwachsenen Frau verheiratet wird und Kinder zeugt? Teilt eine dieser drei Personen *die gleiche Sexualität* mit dem modernen Homosexuellen?« (S. 46)

Nehmen wir einmal an, wir würden beispielsweise behaupten, der Stammesangehörige von Neuguinea ist tatsächlich ein Homosexueller. Wie sollen wir das Fehlen seines erotischen Interesses an Männern nach seiner Heirat erklären? Angenommen wir behaupteten, dass er kein Homosexueller ist. Wie sollen wir dann die Tatsache erklären, dass er die Hälfte seines Lebens oralen Sex mit anderen Männern hatte? Ich glaube, Halperins Forderung ist berechtigt: Wenn wir den Essenzialismus für wahr halten sollen, dann müssen die Essenzialisten erklären können, wie es möglich ist, dass es Homosexuelle in Neuguinea gibt. Der Essenzialist ist *nicht* zu der Annahme verpflichtet, dass jeder Krieger auf Neuguinea ein Homosexueller ist. Der Essenzialist muss noch nicht

einmal annehmen, dass es auch nur einen einzigen Homosexuellen in Neuguinea gibt. Der Essenzialist schuldet uns jedoch eine Erklärung dafür, wie es bei der anderen sexuellen »Ökonomie« der Männer auf Neuguinea einigen der Männer dort möglich ist, Homosexuelle zu sein. Ich möchte hier die Situation der Homosexualität im Libanon heranziehen, weil sie uns eine interessante Illustration dafür bietet, wie Homosexualität und Heterosexualität in einer Gesellschaft existieren können, deren sexuelle Aufteilung viel mehr derjenigen in Neuguinea und im antiken Athen ähnelt als der in der gegenwärtigen westlichen Welt. Sie soll uns helfen, eine essenzialistische Antwort auf Halperins Fragestellung zu finden.

In der libanesischen Stadt Beirut ist die gesellschaftliche und politische Atmosphäre extrem homophob.<sup>8</sup> Obwohl es dort viele Männer gibt, die Homosexuelle sind und sich auch entsprechend identifizieren, sind sie meist versteckt im Untergrund. Die Situation für Lesben ist sogar noch schlimmer, obwohl es jetzt einige wenige Frauen gibt, die sich als Lesben identifizieren. Die meisten der homosexuellen Männer sind extrem effeminiert. Anders ist es nur bei denen, die »verwestlicht« wurden, sei es weil sie im Ausland gelebt haben oder weil sie in einer westlich orientierten Institution wie etwa die American University of Beirut ausgebildet wurden. Die homosexuellen Männer, die effeminiert sind, kommen *tendenziell* eher aus traditionsgeprägten, armen Bevölkerungsklassen

<sup>8</sup> Aufgrund der Homophobie und aus anderen Gründen gibt es, soweit ich weiß, keine Quellen über Homosexuelle im Libanon. Was ich hier mitteile, sind persönliche Erfahrungen und Beobachtungen.



und haben eher unvollständige Schulbildung. Zunächst möchte ich betonen, dass es *Homosexuelle* sind. Sie begehren andere Männer, sie klatschen miteinander über bestimmte Männer, sie haben Vorlieben für manche Männer ausgebildet und sie fantasieren über Männer. Das Wichtigste ist, sie haben Sex mit Männern. Der zweite Punkt, den ich hervorheben möchte, betrifft die Männer, mit denen sie Sex haben: Es sind meist, wenn nicht ausschließlich Heterosexuelle. Viele sind sogar verheiratet. Sie machen selten oder überhaupt nicht Fellatio bei den Homosexuellen und lassen sich selten anal penetrieren. Wenn es jedoch geschieht, dann fühlen sie sich aufs äußerste beschämt und hüten ihr Erlebnis als großes Geheimnis. Bezeichnenderweise penetrieren sie aber und lassen an sich Fellatio vornehmen. Sie prahlen mit diesen sexuellen Aktivitäten vor ihren Freunden, Verwandten und Arbeitskollegen, denn sie sehen ihre Männlichkeit von solchen Aktivitäten nicht in Frage gestellt. Es geht nämlich kaum darum, dass sie Sex mit einem andern Mann hatten, sondern um die Sexpraktiken, die dabei vorkamen. Derartige Verhältnisse sind nicht auf den Libanon beschränkt, man kann sie in vielen anderen Kulturen antreffen, etwa in Mexiko und Lateinamerika, und sie haben eine ziemliche Ähnlichkeit mit denen, die im antiken Griechenland vorherrschten. Es gibt aber keine Bedenken, diese Macho-Männer als heterosexuell zu bezeichnen. Sie haben nicht deshalb Sex mit einem anderen Mann, weil er ein Mann ist. Sie haben diesen Sex allein wegen der sexuellen Befriedigung, die sie dabei empfinden. Was sie reizt, ist die Vorstellung von der Befriedigung, die ihnen solche Sexpraktiken bereiten. Wenn es sich ergibt, machen sie aller-

dings Sex mit Frauen, der jedoch nicht leicht zu haben ist wegen der extremen vorehelichen ›Beschütztheit‹ der Frauen, (nach der Heirat geht diese ›Beschütztheit‹ weiter, jetzt aber übernimmt der Gatte die Bewachung). Zunächst ist es offensichtlich, dass diese Männer es genießen, wenn an ihnen Fellatio vollzogen wird. Diesen sexuellen Genuss verschafft man sich am leichtesten im Verkehr mit homosexuellen Männern, denn unter den dort herrschenden Sexuelsitten verweigern die Frauen normalerweise diese Befriedigungsart, und die Ehemänner wollen von ihren Frauen deshalb nicht fellationiert werden, weil sie sie sonst für unmoralische liederliche Personen halten müssten. Außerdem haben sie Gefallen am Analverkehr. Da es aber nicht erlaubt ist, mit Frauen anal zu verkehren, bleibt nur der Rückgriff auf Männer, die dies mit sich machen lassen. Warum Analverkehr? Die Begründung, die man oft hören kann, ist tautologisch: Analverkehr ist deshalb so begehrt, weil der Anus eine besonders genusspendende Körperöffnung ist.<sup>9</sup> Während diese Machomänner von ihren Kameraden für ihre Virilität geradezu beglückwünscht werden,

<sup>9</sup> Ein Leser dieses Aufsatzes war erstaunt, dass ich diese Männer als normal und nicht als bisexuell bezeichne. Ich glaube durchaus, dass einige von ihnen bisexuell sein könnten, vermute aber, die Majorität ist normal. Meine Begründung dafür lautet, dass das Objekt ihrer Begierde, wenn es um homosexuellen Sex geht, nicht der Sexualpartner ist, nicht der Mann oder sein Aussehen oder ähnliches. Das Objekt der Begierde ist vielmehr die Vorstellung oder Erwartung, fellationiert zu werden oder den Anus eines Mannes penetrieren zu können. Bei ihren heterosexuellen Aktivitäten reizt sie außerdem noch, dass ihr Partner eine Frau ist, dass sie hübsch ist oder sexy usw. Dennoch möchte ich nicht bestreiten, dass Bisexuelle in jeder Gesellschaft existieren.

gelten die homosexuellen Männer mit ihren femininen Tendenzen oft als lächerlich und werden verspottet für ihre Maniertheit, ihr Verhalten und ihr ganzes Sosein.<sup>10</sup>

Das Fazit des eben Gesagten ist, dass es in einer Gesellschaft wie der libanesischen Platz gibt für Homosexualität und für Heterosexualität. Doch verleiten solche Gesellschaften leicht dazu, sie à la Halperin zu interpretieren. Bevor ich einige Verallgemeinerungen versuche, möchte ich noch ein anderes Beispiel anführen.

In ihrem Buch *Immodest Acts: The Life of a Lesbian Nun in Renaissance Italy* teilt Judith Brown die Geschichte der Benedetta Carlini mit, einer Frau aus einer bescheidenen Familie in der italienischen Stadt Vellano im sechzehnten Jahrhundert, die von ihren Eltern, wie damals üblich, in ein Nonnenkloster gegeben worden war. Benedetta stieg bald zur Äbtissin des Klosters auf. Mehrmals berichtete sie von Visionen und vom Empfang der Stigmata Christi. Die Kirche nahm diese Dinge nicht leicht, sondern ordnete eine gründliche Untersuchung an, die unter anderem ergab, dass Benedetta die Stigmata gefälscht und Sex mit einer anderen Nonne des Klosters, mit Schwester Bartolomea Crivelli, gehabt hatte. Hier folgt der Bericht über die Untersuchung:

»Jene Schwester Benedetta hatte schließlich während zweier Jahre wenigstens dreimal in jeder Woche abends nach dem Entkleiden und Zubettgehen auf ih-

<sup>10</sup> Ich fragte einmal einen meiner homosexuellen Freunde, warum er sich alle diese Misshandlungen durch seinen ›Boyfriend‹ – einen verheirateten, normalen Bauarbeiter – gefallen lässt. Er antwortete: »Er ist schön, es ist Sex und es ist gratis.« Offensichtlich war es nicht völlig gratis.



re Gefährtin gewartet, bis diese sich entkleidet hatte, und dann unter dem Vorwand, sie brauche ihre Hilfe, nach ihr gerufen. Wenn Bartolomea gekommen sei, habe Benedetta sie am Arm gepackt und sie mit Macht aufs Bett geworfen, habe sie umarmt, sich auf sie gelegt, sie geküsst, als ob sie ein Mann wäre, und ihr Liebesworte gesagt. Sie habe sich auf ihr so heftig bewegt, dass beide sich dabei mit Schande besudelten. Auf diese Art behielt sie sie manchmal eine, manchmal zwei und manchmal drei Stunden bei sich.« (Brown 1986, S. 118)

Diese Aussage Bartolomeas schockierte selbst den Protokollanten so sehr, dass seine Handschrift kaum noch lesbar war. Schockierend schien weniger, dass eine Nonne Sex gehabt hatte, denn das kam öfter vor. Sogar homosexueller Sex zwischen Männern war den Untersuchungsführern vertraut. Schockierend war allein, dass der Sex zwischen zwei Frauen stattfand (S. 118). Eine Frage beschäftigte die Untersuchungskommission jedoch vor allem: Warum hat Bartolomea, die Nonne und Braut Jesu, es dulden können, auf diese Art mit Schande besudelt zu werden? Bartolomeas Antwort war äußerst interessant. Benedetta hatte ihr versichert, dass sie beide keine Sünde begehen, weil es der Engel Splenditello war, der durch Benedetta mit Bartolomea Sex gemacht hat. Splenditello war der Engel, den ihr Jesus in einer ihrer Visionen als Beschützer beigegeben hatte. Benedetta beschrieb ihn als »einen schönen Jüngling. Er war in ein weißes Gewand mit goldverzierten Ärmeln gehüllt und trug eine goldene Kette um seinen Hals. Sein schönes Gesicht war von langem lockigen Haar umrahmt und von einem Blütenkranz gekrönt« (S. 64). Und wenn Benedetta zu Barto-

lomea bei ihren sexuellen Zusammenkünften sprach, dann sprach sie mit der Stimme des Engels. Sie veränderte ihre Stimme und sprach, als ob sie sich in einer Vision befand. Der Engel hatte Bartolomea immer wieder gesagt, dass sie beide nicht sündigen würden und dass sie niemandem erzählen dürften, was sie hier tue (S. 119). Sogar Jesus selbst habe durch Benedetta mit Bartolomea gesprochen, besonders dann, wenn Bartolomea zweifelte, ob ihr Tun rechtens sei.

Nach Judith Brown ist die Beziehung der beiden Nonnen mehr als nur sexuell. Durch die Stimme des Engels hatte Benedetta ihre Liebe zu Bartolomea gestanden und letztere gebeten, auch ihrerseits ihre Liebe zu erklären. Benedetta wollte keinen bloß sexuellen Genuss. »Sie wollte Liebe in jedem Sinne, so dass ihre Liebesworte genau so viel von ihrem Verlangen offenlegten wie ihre sexuelle Leidenschaft.« (S. 125) Warum aber ein Engel? Nach Brown ermöglichte der Engel Benedetta, ihre Reinheit und ihre Geschlechtsrolle zu bewahren, wengleich sie dies nicht in einer bewussten und überlegten Weise tat: »Wie den kirchlichen Autoritäten, die den Fall untersuchten, verfügte auch Benedetta über keine kulturellen und intellektuellen Deutungsmuster, um ihr Verhalten in ihre Realitätssicht einzuordnen [...] Die einzige Art sexueller Beziehungen, die sie anscheinend kannte, fanden zwischen Frau und Mann statt. Ihre männliche Identifikation ermöglichte ihr daher ihre sexuellen und emotionellen Beziehungen, die ihr zwischen Frauen unvorstellbar waren.« (S. 127) Wichtig ist auch, dass Benedetta eine Nonne war und dass ihr eine gewöhnliche männliche Identifikation nicht genutzt hätte; es musste schon eine übernatürli-

che sein, etwa ein Engel. Benedetta war selbst das Opfer ihres eigenen Trugbildes. Sie war selbst ein Teil des »intendierten Publikums«.

Bei diesem Beispiel kommt es mir auf Folgendes an: Angenommen Benedetta war eine Lesbe (was eine plausible Annahme ist), standen ihr doch nicht die konzeptionellen Begriffe zur Verfügung, um sich selbst als eine Frau zu denken, die sexuell, erotisch und emotional andere Frauen begehrt. Die Gründe dafür liegen in der Gesellschaft, in der sie lebte, eine Gesellschaft, die ihre Konzepte von sexueller Aktivität und sexuellem Begehren mit extremen Restriktionen belegte. Benedettas einzige Möglichkeit, um sich ihre Handlungsweise und ihr Begehren verständlich zu machen, bestand im Überstülpen einer männlichen Identität über ihre eigene. Benedettas einzige Möglichkeit zum Sex mit einer Frau war, sich in einen Mann zu verwandeln, denn nur so war Sex überhaupt denkbar. Es soll nicht behauptet werden, dass jede Lesbierin so etwas wie eine gespaltene Persönlichkeit haben musste, um sich ihre Handlungen und Gedanken als sinnvoll erklären zu können, doch ist dies wenigstens eine Möglichkeit, die, falls Browns Interpretation zutrifft, eine damals übliche gewesen ist. Wie in einer Nusschale konnte die Homosexualität existieren unter Schichten von Handlungen und Verhaltensweisen, deren Akteure ebenso wenig wie die Personen, die sie umgaben, wahrnehmen konnten, dass sie von der Homosexualität herrührten.<sup>11</sup>

Der Essenzialismus behauptet nicht, dass alle, die Sex mit ei-

<sup>11</sup> Benedetta wurde von den Nonnen des Klosters und von der Untersuchungskommission nicht für eine Lesbierin gehalten, sondern für eine Besessene.

nem Mitglied des eigenen Geschlechts machen, homosexuell sind: Diese Personen müssen nicht den Wunsch und die Disposition zum Sex mit Geschlechtsgleichen haben, um tatsächlich mit *Männern* oder *Frauen* zu schlafen. Es ist eine Person vorstellbar, die ständig homosexuellen Sex hat und dennoch nicht homosexuell ist. Warum aber sollte diese Person so etwas tun? Ein Grund wäre etwa das reine Vergnügen (der verheiratete libanesischen Mann). Ein anderer ist eine gesellschaftliche Erwartung (der erwachsene Mann im antiken Athen). Andererseits ist es möglich, dass jemand homosexuell ist und dennoch nicht eine sexuelle Handlung in seinem ganzen Leben vollzogen hat (ein Priester).<sup>12</sup>

Das Dilemma, mit dem Halperin uns herausfordert, sollten wir aber zurückweisen: Ob der erwachsene Mann aus Athen ein Homosexueller ist oder nicht, könnte in beiden Fällen gegen unseren Standpunkt gewendet werden. Wenn wir sagen, er ist ein Homosexueller, müssten wir erklären, dass er verheiratet ist. Ist er kein Homosexueller, müssten wir erklären, warum er sich während der meisten Zeit seines Lebens homosexuell betätigt. Das Dilemma scheint ein bestimmtes Individuum zu betreffen. Tatsächlich ist das nicht der Fall. Der erwachsene Athener ist ein Repräsentant seiner Gesellschaftsklasse, und wenn

<sup>12</sup> Man könnte einwenden, dass ein Mann, der gewohnheitsmäßig andere anal penetriert, doch wohl als Homosexueller beschrieben werden müsse. Das ist aber durchaus nicht zwingend. Es geht hier um ein erkenntnistheoretisches Problem: Angenommen, wir haben nicht die Möglichkeit, die Wünsche und Fantasien einer Person zu erkennen, wir könnten allein ihr Verhalten beobachten. Wenn uns aber ihre Wünsche und Fantasien zugänglich sind, dann würde das womöglich unsere Einschätzung verändern.

wir das erkennen, dann können wir Halperin antworten: »Weder noch. Wir müssen den Einzelfall betrachten.« *Jeder* erwachsene Athener könnte ein Homosexueller, ein Heterosexueller oder ein Bisexueller sein. Erinnern wir uns an die Männer auf Neuguinea. Nehmen wir an, einer von ihnen ist homosexuell. Warum schluckt er den Samen der anderen Männer? Wohl ist es eine gesellschaftliche Sitte; er muss es tun, und vielleicht hat jemand wie er auch einen sexuellen Genuss dabei (wenigstens bei manchen Männern). Aber wird er nicht heiraten? Vielleicht gehört er zu den *wenigen* Männern, die nicht heiraten. Doch selbst wenn ein Homosexueller auf Neuguinea heiratet – was sollte daran so überraschend sein? Es ist eine gesellschaftliche Sitte, und die Gesellschaft hat die wunderbare Eigentümlichkeit, dass sie uns dazu bringt, ihre Normen so weit zu verinnerlichen, dass wir manchmal viele Jahre brauchen, um zu erkennen, wer wir sind. Manchen gelingt dies niemals in ihrem Leben. Es gibt Nordamerikaner und Europäer die heiraten und erst sehr viel später einsehen, dass sie homosexuell sind. Man denke nur an die vielen Frauen, die erst nach Jahren als Gattin und Mutter bemerken, dass sie lesbisch sind. Man denke ferner an die vielen Männer in ähnlicher Lage. Wenn so etwas dort geschieht, wo die Sozialkonstruktionisten den Ursprung, die eigentliche Heimat der Homosexualität wähen, warum sollten wir dann erstaunt sein angesichts von Gesellschaften und Kulturen, deren sexuelle Taxonomien sich grundlegend von den unseren unterscheiden? Nehmen wir an, der Mann auf Neuguinea ist ein Heterosexueller. Das würde erklären (zusätzlich zu der Erklärung durch sozialen Normendruck),

warum er heiratet. Und weshalb schluckt er den Samen anderer Männer und veranlasst wieder andere, seinen Samen zu schlucken? Letzteres ist leicht mit der sozialen Norm und dem Lustgewinn, den er daraus ziehen könnte, zu erklären. In einer Gesellschaft wie der in den USA, wo die Unterscheidung von Homosexuellen und Heterosexuellen unerschütterlich feststeht, kann man sich ohneweiteres vorstellen, wie ekelhaft für einen normalen Mann die Vorstellung ist, von einem anderen Mann fellationiert zu werden. Wir sollten dies aber nicht auf eine Gesellschaft übertragen wollen, in der Fellatio unter Männern zu den herrschenden Sitten gehört. Ein heterosexueller Mann in einer solchen Gesellschaft hält diese Art von Fellatio nämlich keineswegs für ekelhaft. Die gleiche Überlegung gilt für den Heterosexuellen auf Neuguinea, dessen Samen von einem anderen Mann geschluckt wird: Es ist ein Brauch, ein Ritual, eine Norm, der man zu genügen hat. An diesem Punkt der Überlegungen könnte man zusammenfassend sagen, dass die Regeln einer Gesellschaft »tendenziell festlegen können, ob das Verlangen beispielsweise in einer aktiven oder passiven sexuellen Rolle realisiert wird und ob die Partner ein bestimmtes Lebensalter haben müssen. Die Normen können ebenfalls, wie in der antiken griechischen Stadtkultur oder in der gegenwärtigen Strichjungenkultur, erfordern, dass ein Partner die lustvolle Betätigung nicht als lustvoll empfinden darf.« (Mohr 1992, S. 235)

#### 4. Die Plausibilität des Essenzialismus

Akzeptiert man die historische Evidenz und die bisherige Argumentation, dann befindet sich der Essenzialismus in einer star-

ken Position. Ich konnte nicht nur zeigen, dass die sozialkonstruktivistische Argumentation nicht schlüssig und der Essenzialismus eine Alternative ist, ich konnte auch zeigen, dass der Essenzialismus vollkommen kompatibel ist mit den gesicherten historischen Tatsachen.

Dennoch könnte man argumentieren, dass bei gegebener Sachlage der Sozialkonstruktivismus die These mit der größeren Wahrscheinlichkeit ist, dass also eine historische Beweisaufnahme eher für den Sozialkonstruktivismus als für den Essenzialismus spricht, selbst wenn letzterer mit der Historie kompatibel ist.

Es ist reizvoll, diesem Einwand mit dem Hinweis zu begegnen, dass der Essenzialismus eine Theorie über die Ursachen der Homosexualität ist und dass man sich diese Ursachen als ein kulturenübergreifendes Ursachenbündel vorstellen kann. Ob jemand ein Homosexueller ist oder nicht, ist also durch die Gene oder Hormone oder gewisse universelle psychologische Faktoren oder eine Kombination einiger dieser Faktoren determiniert. Damit ist aber die sozialkonstruktivistische Beweisführung, die im Aufhäufen von historischen, soziologischen und anthropologischen Argumenten besteht, einfach irrelevant. Relevant ist hingegen, ob bestimmte genetische, hormonale und psychologische Eigenschaften in einem Individuum vorhanden sind.

Wenn man sich jedoch der Genetik zuwendet (da ja meist angenommen wird, auf diesem Gebiet befinde sich die wichtigsten Waffen und Forschungsinstrumente der Essenzialisten), dann darf man nicht übersehen, dass der »fertige« Organismus nicht allein durch seine Gene determiniert wird. Das Modell der gene-

tischen Theorie ist *interaktiv*. Naturwissenschaftler unterscheiden den Genotyp und den Phänotyp eines Organismus. Der Phänotyp eines Organismus ist die vollständige Menge seiner physiologischen, morphologischen und Verhaltenseigenschaften. Der Genotyp ist der Status der Gene des Organismus. Nur der Genotyp ist von den Eltern ererbt, nicht aber der Phänotyp. Kurz gesagt, kann der Genotyp nicht von sich aus den Phänotyp determinieren: »Es gibt kein Eins-zu-eins-Verhältnis zwischen den von den Eltern ererbten Genen eines Individuums und seiner Größe, dem Gewicht, den Stoffwechselwerten, Krankheit und Gesundheit oder jedem anderen nicht-trivialen organischen Merkmal.« (Lewontin u.a. 1984, S. 95) Die Gene interagieren mit der Umwelt und erzeugen so den Phänotyp, und dies ist ein Prozess, der bis zum Tod des Organismus nicht aufhört. Nimmt man an, dass Homosexualität nicht ein triviales Merkmal wie etwa die Augenfarbe ist, dann wäre es ein Fehlschluss, wenn man allein die Gesamtheit der Gene oder ein einziges Gen für die Ursache der Homosexualität eines Individuums hält.

Die folgende Möglichkeit wäre jedoch denkbar: Wenn die Homosexualität ein Interaktionseffekt von Genen und Umwelt ist, dann ist es möglich, dass eine Person trotz ihrer genetischen Disposition in bestimmten Umwelten kein Homosexueller oder keine Homosexuelle wird, also kein sexuelles Verlangen nach einem Mitglied des eigenen Geschlechts entwickelt. Es wäre dann möglich, dass es im antiken Athen keine Homosexuellen (oder Heterosexuellen) gegeben hat, weil die damalige Umwelt einfach nicht günstig war, um sozusagen die homosexuellen oder heterosexuellen Gene zu aktivieren. Akzeptieren wir

diese Betrachtungsweise, dann werden historische und anthropologische Beweise entscheidend, denn es sind genau diese Beweise, die darüber Auskunft geben, ob bestimmte Umwelten die genetische Entwicklung der Homosexualität zulassen oder verhindern.<sup>13</sup>

Daraus folgt noch immer nicht, dass historische und anthropologische Beweise mehr für den Sozialkonstruktivismus als für den Essenzialismus sprechen, und zwar deshalb nicht, weil solche Beweise ebenfalls irrelevant sind für das hier dargestellte Gene/Umwelt-Modell. Betrachten wir nochmals das klassische Athen. Wir haben gesehen, dass der Essenzialismus mit den Sexualnormen und Kategorienbildungen der Athener Gesellschaft vereinbar ist, und das Wichtigste ist dabei die Möglichkeit der Koexistenz von Homosexualität (und Heterosexualität) mit unterschiedlichen und variablen gesellschaftlichen Sexualnormen und Kategorisierungen. Jetzt aber gibt es eine rivalisierende Möglichkeit, dass

<sup>13</sup> Zahlreiche Fragen wären hier zu stellen, von denen nur zwei erwähnt werden sollen: (a) Wie ist der Ausdruck »Umwelt« zu verstehen? Umfasst er die natürliche Umwelt und die gesellschaftliche? Und wie weit oder eng ist dieser Ausdruck zu fassen? (b) Ist wirklich anzunehmen, dass es Umwelten gibt, in denen homosexuelle Gene bei *keinem* der darin lebenden Individuen wirksam werden und dass diese ausbleibende Wirksamkeit in *diesem Typ* von Umwelt vorhanden ist? Wenn jemand z.B. ein bestimmtes von seinem genetischen Potential ermöglichtes Längenwachstum nicht erreicht, dann wird dies wohl eine Frage der Ernährung sein. Obwohl aber die Qualität der Ernährung manchmal das Resultat bestimmter sozialer Strukturen ist, muss das nicht notwendig so sein. Es geht hier darum, dass die Umweltfaktoren mehr oder weniger eng definiert werden können und dass es daher nicht immer korrekt ist, wenn man sagt, dass die *Gesamtheit* der Umwelt mit den Genen eines Individuums interagieren.



nämlich die Umwelt des klassischen Athen die Entwicklung der Gene für die Homosexualität nicht zuließ. Wenn dies zuträfe, dann wäre die Aussage ebenfalls zutreffend, dass es im klassischen Athen keine Homosexuellen und keine Heterosexuellen gegeben hat. Ist diese Überlegung korrekt, dann sieht es tatsächlich so aus, als ob der Sozialkonstruktivismus die plausiblere Theorie ist.

Dies ist jedoch nicht zwingend der Fall. Beide rivalisierenden Alternativen lassen die Annahme zu, dass eine genetische *Basis* oder *Grundlage* der Homosexualität gibt (und falls wir auch die Psychologie berücksichtigen wollen: dass es eine psychologische Basis der Homosexualität gibt). Somit wäre die Annahme falsch, dass Sexualität vollständig ein Produkt gesellschaftlicher Ursachen ist. Wichtiger als die soziale Konfiguration der klassischen Athener Gesellschaft ist der Beweis, dass es eine Umwelt von der Art *geben könnte*, die eine Wirkung der homosexuellen Gene verhindert. Ob eine solche Konfiguration tatsächlich diese Eigenschaft besitzt, müsste Gegenstand einer anderen Art von Beweisführung sein. Die Behauptung: »Gesellschaft x hat die und die soziale Konfiguration« kann nicht als Beweis für die Behauptung: »Die und die soziale Konfiguration verhindert die Wirksamkeit homosexueller Gene« dienen, denn Homosexualität ist vollkommen kompatibel mit dieser Konfiguration. Der Beweis für die zweite Behauptung müsste aus einer Kombination von Resultaten der genetischen und sozialwissenschaftlichen Forschung bestehen, um die Wirksamkeit oder Wirkungslosigkeit homosexueller Gene in einer gegebenen Umwelt zu erklären. Anders gesagt, erfordert die Existenz der Homosexualität in

einer Kultur einen bestimmten Typ von genetischen, hormonalen und/oder psychischen Faktoren und eine geeignete soziale Konfiguration. Anhand der Tatsache, dass Homosexualität in einer bestimmten Kultur nicht vorhanden ist, kann nicht entschieden werden, ob dort die genetischen, hormonalen und/oder psychischen Faktoren fehlten oder ob die soziale Konfiguration ungeeignet war.

Dem Anschein zum Trotz wird die Theorie des Sozialkonstruktivismus durch die Art der historischen und anthropologischen Daten, die seine Anhänger vorlegen, nicht gestützt. Beweiskräftige Daten wären allerdings den Biowissenschaften und den Gesellschaftswissenschaften zu entnehmen, keiner der beiden Wissenschaftsdisziplinen wäre allein in der Lage, den Streit abschließend zu entscheiden. Bloße historische Forschung kann und wird dies nicht leisten. Allenfalls kann historische Forschung das Feld abgrenzen, auf dem naturwissenschaftliche Forschung tätig werden sollte. Gleiches gilt für die anthropologische Forschung. Selbst zur Begründung der scheinbar simplen These, dass Homosexualität eine genetische Basis hat, würden Daten aus den Sozialwissenschaften benötigt, um das Verhalten bestimmter Gene mit dem Verhalten des Trägerorganismus dieser Gene zu korrelieren. Und es ist durchaus fraglich, ob solche beweiskräftigen Daten überhaupt zu ermitteln sind.

### 5. Drei Fragen an Sozialkonstruktivisten

Ich glaube allerdings, dass es gute Gründe gibt, in die Fußstapfen des Essenzialismus zu treten. Einer dieser Gründe ist die Schlussfolgerung aus der vorliegenden Arbeit: Der Sozialkonstruktivismus ist nicht in

der Lage, den Essenzialismus als leistungsfähige Alternative zurückzuweisen, und dem Essenzialismus fällt es leicht, die sozialkonstruktivistischen Beweise, die ihn widerlegen sollten, zu integrieren und so die eigene Position zu stärken.<sup>14</sup>

Ein anderer Grund ist die Tatsache, dass der Sozialkonstruktivismus die drei folgenden Fragenkomplexe unbeantwortet lässt: Die Frage nach der Beziehung zwischen gesellschaftlich

<sup>14</sup> Ich sollte erwähnen, dass es Gründe gibt, die als hinreichend angesehen wurden, den Essenzialismus gegen die Einwände des Sozialkonstruktivismus zu unterstützen, die dazu aber in einem philosophischen Sinn durchaus nicht geeignet sind. Zwei Beispiele: Entgegen manchen Ansichten, folgt aus dem Sozialkonstruktivismus nicht notwendig, dass es Homosexuelle gar nicht gibt, dass es, anders gesagt, kein außersprachliches Bezugsobjekt für das Wort gibt, obwohl manche Leute »Homosexuelle« genannt werden. Das ist die Leere-Kategorie-Version des Sozialkonstruktivismus, die keineswegs von allen Konstruktionisten akzeptiert wird. Halperin akzeptiert sie z. B. nicht. Daher ist es ein Irrtum, wenn daraus ein Argument für den Essenzialismus abgeleitet wird. – Es wird ferner behauptet, der Soziale Konstruktivismus halte die Homosexualität für eine Angelegenheit der freien Wahl. Auch das ist nicht notwendig der Fall. Wiederum ist es Halperin, der Homosexualität nicht für beliebig wählbar hält. Die Annahme, Homosexualität sei in den meisten Fällen nicht beliebig wählbar, veranlasste manchen, darin eine Widerlegung des Sozialkonstruktivismus zu sehen. Auch dies ist ein Irrtum, denn wenigstens einige Sozialkonstruktivisten nehmen ebenfalls an, Homosexualität sei meist nicht willkürlich gewählt. Wichtiger ist aber, dass diejenigen, die eine theoretische Begründung für die Unfreiwilligkeit der Homosexualität fordern, sich von fragwürdigen Motiven leiten lassen. Sie hoffen damit eine Art Entschuldigung für ihre Homosexualität zu gewinnen, da sie ihnen »aufgezwungen« worden sei. Dies ist deshalb irreführend, weil die Homosexualität und homosexuelles Verhalten keiner moralischen Rechtfertigung oder Entschuldigung bedürfen. Ob ich meine Homosexualität frei gewählt habe oder nicht, ist moralisch irrelevant.



konstruierten und »natürlichen« Entitäten; die Frage nach dem ontologischen Status der gesellschaftlich konstruierten Entitäten; schließlich die Frage nach der Entstehung der gesellschaftlich konstruierten Entitäten.

1. Der Sozialkonstruktivismus negiert nicht den Anspruch, dass physiologische und biologische Phänomene real sind. Wir haben gesehen, dass Halperin zwischen Sexualität und Sex unterscheidet. Für Foucault ist Sex ebenfalls ein gesellschaftliches Konstrukt, er scheint aber die Objektivität von Physiologie und Biologie in Betracht zu ziehen. (Foucault 1978, S. 47-48, 151-154) Beides ist aber offensichtlich verbunden, und die Sozialkonstruktivisten sind uns eine Erklärung dieser Verbindung schuldig. Würde jemand behaupten, dass selbst solche Entitäten wie Gene, Hormone usw. gesellschaftlich konstruiert sind, dann wäre dies eine völlig neue Situation. Es wäre dann nicht länger ein Streit über Homosexualität und Heterosexualität als solche, sondern über die Realität naturwissenschaftlicher Entitäten. Wie dem auch sei, eine solche extreme Behauptung scheint mir falsch zu sein, wenigstens in dem Sinn, dass Gene und Hormone vor ihrer Entdeckung und Benennung durch die Naturwissenschaftler nicht existiert haben.

2. Damit eng verbunden ist die Frage nach dem ontologischen Status von gesellschaftlich konstruierten Entitäten. Homosexualität soll auf gleiche Weise eine Fiktion ohne Realitätsgehalt sein, wie Zellen, Mikroben und Atome real sind. Andererseits ist Homosexualität nicht auf die gleiche Weise eine Fiktion wie Einhörner und der von Charles Dickens erfundene Mr. Pickwick; Homosexualität existiert, zumindest an einigen zeitlich

und geografisch bestimmbar Orten. Sind gesellschaftlich konstruierte Entitäten plötzlich erscheinende Entitäten? Was genau sind sie? Wiederum sind uns die Sozialkonstruktivisten eine Erklärung schuldig.

3. Eng verbunden mit der ersten Frage ist auch die Frage nach einer adäquaten Erklärung dafür, dass jemand ein Homosexueller wird. Eine solche Erklärung sollte etwas detaillierter sein als solche wie: Jemand wird ein Homosexueller aufgrund einer bestimmten gesellschaftlichen Konfiguration oder weil die Gesellschaft, in der er lebt, andere sexuelle Konzepte hatte als unsere gegenwärtige Gesellschaft. Es genügt nicht zu behaupten, dass unterschiedliche Gesellschaften die Entstehung unterschiedlicher Sexualitäten ermöglichen, denn ein Essentialist muss dem nicht widersprechen. Was gefordert ist, ist eine kausale Erklärung, wie das funktioniert. Die Labeling-Theorie – jene Theorie, nach der eine Person das wird, was auf dem Etikett steht, das man ihr anheftet – scheint simplizistisch und von einer großen Zahl von Gegenbeispielen in Frage gestellt. (Mohr 1992, S. 223-228) Große forschende Anstrengungen scheinen mir erforderlich, um eine überzeugende Perspektive zu gewinnen.<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Man hat eingewendet, warum denn die gleiche Frage nicht auch dem Essentialismus gestellt wird: Müsste uns ein Essentialist nicht erklären, wie Biologie und Kultur verbunden sind? Ist nicht der ontologische Status kultureller Sachverhalte, die von biologischen Prozessen erzeugt werden, ebenfalls rätselhaft? Und müsste nicht auch ein Essentialist erklären, wie eine Person ein Homosexueller wird? Ich bin auch der Ansicht, dass der Essentialist versuchen müsste, diese Fragen zu beantworten. Ich glaube jedoch nicht, dass diese Fragen für den Essentialismus und für den Sozialkonstruktivismus die gleiche Bedeutung haben. Nehmen wir die

Angenommen, der Essentialismus sei mit den Sachverhalten vereinbar, die die Sozialkonstruktivisten als Belege für die Richtigkeit ihrer Sichtweise beanspruchen, und ferner angenommen, dass die Argumente für den Sozialkonstruktivismus nicht überzeugen, und drittens angenommen, dass der Sozialkonstruktivismus mit einer Fülle ungelöster Probleme konfrontiert ist, dann erscheint es mir aus Gründen, die mit Fragen der Wahrheitsfindung zusammenhängen, sinnvoller, den Pfaden des Essentialismus zu folgen. Auch pragmatische Gründe sprechen für diese Option: Die politische Einheit und Kohärenz mit sexuellen Minderheiten weltweit wäre so leichter herzustellen.

## Literatur

- Boswell, J.** (1981): *Christianity, Social Tolerance, and Homosexuality*. Chicago.
- Bray, A.** (1995): *Homosexuality in Renaissance England*. 2<sup>nd</sup> ed. New York.
- Brown, J.** (1986): *Immodest Acts: The Life of a Lesbian Nun in Renaissance Italy*. New York.

zweite Frage: Der Sozialkonstruktivist scheint eine dritte ontologische Kategorie zwischen der ultrarealen (die Welt der Physik) und der rein fiktionalen (literarische Charaktere) zu positionieren. Der Essentialist benötigt diese dritte Kategorie nicht: Die Existenz der Homosexualität ist so real wie die Existenz der Atome, obwohl diese beiden Phänomene grundlegend verschiedene Eigenschaften besitzen. Nehmen wir die erste und die dritte Frage. Für den Essentialisten besteht die Schwierigkeit dieser Fragen auf einer praktischen, wissenschaftlichen Ebene: Es ist die Frage, wie mittels Forschung herausgefunden werden kann, auf welche Weise biologische, psychologische und gesellschaftliche Eigenschaften interagieren, um einen Homosexuellen zu produzieren. Für den Sozialkonstruktivismus sind hier metaphysische Probleme berührt: Wie können reale, physische Faktoren bestimmte andere Faktoren verursachen, die weder real noch vollständig fiktional sind?

**Chauncey, G.** (1994): *Gay New York*. New York.

**Foucault, M.** (1978): *The History of Sexuality, vol. 1*. New York.

**Hacking, I.** (1992): *Making Up People*, in: E. Stein (Hrsg.) *Forms of Desire*. New York.

**Halperin, D.** (1990): *One Hundred Years of Homosexuality*. New York.

**Lewontin, R. C. u.a.**: *Not in Our Genes*. New York 1984.

**Miller, N.** (1995): *Out of the Past: Gay and Lesbian History from 1869 to the Present*. New York.

**Mitchell, M.** (Hrsg. 1995): *The Penguin Book of International Gay Writing*. New York.

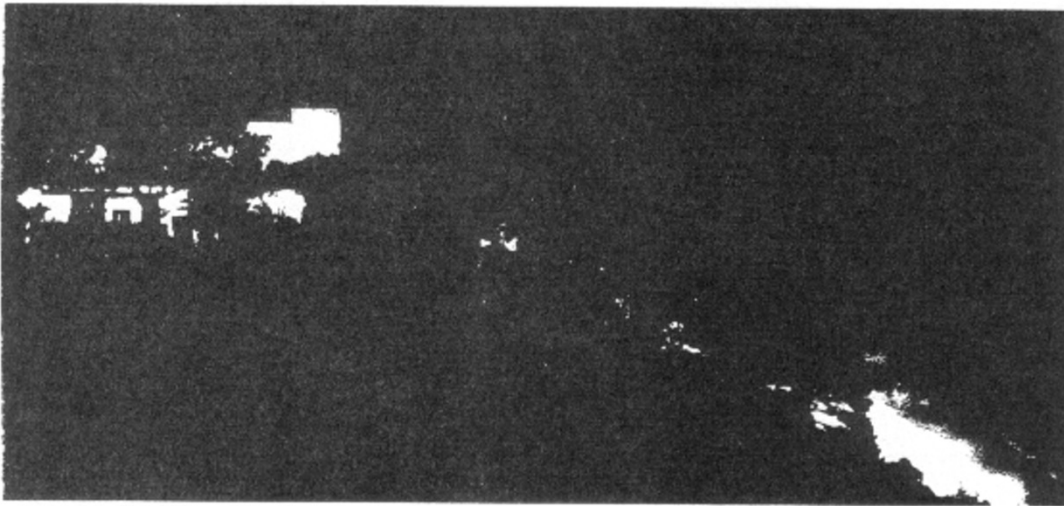
**Morrison, T.** (1988): *Beloved*. New York.

**Platon** (1984): *Das Gastmahl oder Von der Liebe*. Übertragen u. eingeleitet von

Kurt Hildebrandt. Durchgesehene Ausg. Stuttgart.

**Ruse, M.** (1988): *Homosexuality*. Oxford.

**Stein, E.** (1992): *Conclusion: The Essentials of Konstruktionism and the Constructionism of Essenzialism*, in: Ed Stein (Hrsg.) *Forms of Desire*. New York.



Brennende Pinienhaine auf der Insel Capri

ITALIEN

## Der Sommer der Pyromanen

In Italien sind seit Jahresanfang bei über 7000 Bränden mehr als 66.000 Hektar Wald und Buschland vernichtet worden, so eine erste Bilanz der Forstverwaltung. Das ist eine Fläche größer als Ibiza. Allein in den ersten drei Augustwochen gab es fast 2200-mal Feueralarm. Und es brennt, vor allem im Süden, kräftig weiter. Überall in Südeuropa, von Portugal bis zur Türkei, wüten die Flammen – Griechenland hat schon acht Tote zu beklagen. Doch nirgends fallen ihnen so große Flächen zum Opfer wie in Italien. Die historischen Pi-

nienhaine von Ostia, vor den Toren Roms, wurden jetzt ebenso zu Asche wie die ohnehin knappen Waldstreifen an der Traumküste von Amalfi. Jüngst brannte es sogar bei den Ruinen von Pompeji und auf Capri.

Ursache für den Feuer-Boom ist selten die südliche Sonne. Drei von vier Feuern, so eine Studie des Umweltministeriums, werden vorsätzlich von Menschenhand gelegt – aus Profitsucht. Die Flammen machen aus wertlosem Naturland teures Bauland. Grundbesitzer, Zementlobby und die Mafia verdienen Ver-

mögen dabei. Wird ein Aschefeld dagegen wieder aufgeforstet, kassiert der Gartenbaubetrieb bis 40.000 Mark pro Hektar. Interesse an möglichst vielen Einsätzen haben die privaten Besitzer der Löschflugzeuge ebenso wie Zigtausende von Helfern. Sie streichen bei den Lösch- und Aufräumarbeiten einen Tageslohn von 100 Mark ein. Das ist oft ihre einzige Einnahmequelle. Insgesamt wird der feuerbedingte Umsatz allein in Sizilien auf 500 Millionen Mark im Jahr geschätzt. In Sardinien, Kalabrien, Kampanien dürfte es kaum weniger sein. Die Regierung will nun die Brandstifter mit drastischen Gefängnisstrafen und dem Einsatz ziviler Geheimagenten abschrecken. Wer einen Pyromanen auf frischer Tat fotografiert, soll vom Staat dafür mit 1000 Mark belohnt werden.

## Schnee auf Capri – Kältetote in Hongkong

**CAPRI** (dpa). Zum ersten Mal seit zehn Jahren hat es auf Capri im Golf von Neapel wieder geschneit. Am Sonnabend war der mit knapp 600 Metern höchste Berg Monte Solaro mit einer Schneehaube bedeckt.

Das subtropische Hongkong wird zur Zeit von einer Kältewelle mit Temperaturen um drei Grad heimgesucht. 29 vorwiegend ältere Menschen sind bereits an Erkältungskrankheiten gestorben.

Jean-Claude Féray

**Julien Chevalier (1860 – 1943)**

Die erste medizinische Doktor-dissertation, die sich in der französisch sprechenden Welt mit dem damals neuen psychiatrischen Konzept »inversion sexuelle« auseinandersetzt, erschien im Jahre 1885 und war von Julien Chevalier verfasst. Diese Dissertation<sup>1</sup> wurde 1893 in einer erweiterten und revidierten Fassung erneut publiziert.<sup>2</sup> Zahlreiche spätere Autoren zitieren aus Chevaliers Werk. Einige, wie Havelock Ellis, Wilhelm Stekel und Sigmund Freud zitieren ihn seltsamerweise als Schöpfer einer Theorie, die er aber gar nicht aufgestellt hat: die Theorie von der Bisexualität des Embryo als Ursprung der Veranlagung zur Inversion. Trotz dieses Erfolges wurde bisher noch niemals Chevaliers Biografie geschrieben, so dass sogar die großen Bibliothekskataloge, selbst der sonst sehr gut dokumentierende der *Library of Congress*, nicht einmal seine Lebensdaten kennen. Deshalb habe ich die folgende Recherche zu einem wenig bekannten Mediziner unternommen, der indes jener Lyoner Schule angehörte, die unter der Ägide des Doktor Alexandre Lacassagne eine neue Sicht auf die Männerliebe entwickelte, eine Sicht, die sich deutlich von der weitgehend irrationalen Idee der Degenerescence unterschied. Die wesentlichsten der folgenden biografischen Angaben sind dem Militärdossier über Julien Chevalier im Militär-

historischen Archiv Vincennes<sup>3</sup> entnommen; ferner habe ich drei Briefe von Chevalier an Professor Lacassagne in der *Bibliothèque municipale de Lyon* gefunden.<sup>4</sup>

Julien Augustin Ferdinand Chevalier wurde am 26. September 1860 in Romans geboren. Die französischen biografischen Handbücher bieten zwar nichts zu unserem Thema; sie enthalten jedoch Angaben über mehrere Mitglieder einer Familie Chevalier aus Romans. Zu dieser Familie zählten Gelehrte wie Jules André Chevalier (1845-1922), Vetter des Domherren Cyr-Ulysse Joseph Chevalier (1841-1923). Letzterer war der Sohn des Militärarztes und Geschichtsschreibers des Stadt Romans Jean André Ulysse Chevalier (1804-1893). Unser Julien Chevalier, der sich für die Homosexualität interessierte, war ebenfalls Militärarzt. Es scheint übrigens eine genealogische Beziehung zwischen ihm und einer Familie Chevalier in der kleinen Stadt Romans zu bestehen, doch haben wir dies nicht geprüft.

Julien Chevalier war der Sohn des Kaufmanns Barthélemy Etienne Ferdinand Chevalier und seiner Ehefrau Julie Céline Periollat. Bei seiner Geburt waren seine Eltern bereits in einem fortgeschrittenen Alter: Vater und Mutter waren 47, respektive 34 Jahre alt. Über seine Schülerzeit ist nichts bekannt, allenfalls könnte man aufgrund seiner späteren Karriere mutmaßen.

Entscheidend für sein weiteres Leben war sein Eintritt in die École de Santé de l'hôpital militaire in Lyon am 12. Oktober 1882. Dort verfasste er seine berühmte Dissertation bei dem Professor Alexandre Lacassagne (1843-1924), dem Gründer der Lyoner Kriminalanthropologischen Schule, die dem Studium der »inversion sexuelle«, speziell dank der Zeitschrift *Archives de l'Anthropologie criminelle*<sup>5</sup>, neue Anstöße gab. Chevalier legte seine Doktorarbeit wie erwähnt 1885 vor. Kurz darauf, am 10. November 1885 wird er nach Grâce beordert, um dort seinen Dienst als Militärarzt anzutreten: er wird im Oktober 1886 zum »médecin aide major de 2ème classe« ernannt.

Seine lange Dienstzeit in den Kolonien begann 1893 im Sudan. In diesem Jahr erschien im Lyoner Verlag Storck sein Buch *Une maladie de la personnalité: l'inversion sexuelle*, in dem er das Thema seiner Dissertation weiterentwickelt. Frankreich führt damals wieder einmal Krieg im Sudan und Julien Chevalier erhielt, nachdem er dort zwei Jahre lang den schwierigen militärärztlichen Dienst versehen hatte, einen sechsmonatigen Genesungsurlaub, um ein seltsa-

<sup>1</sup> *De l'inversion de l'instinct sexuel au point de vue médico-légal*. Thèse présentée à la faculté de Médecine et de Pharmacie de Lyon et soutenue publiquement le 3 novembre 1885. Lyon, Imprimerie nouvelle, 1885.

<sup>2</sup> *L'inversion sexuelle, psychologie, sociologie, tératologie*. Préface du Dr Lacassagne. Lyon, Storck, 1893.

<sup>3</sup> Dossier personnel (cote: 11 Y<sup>f</sup> 4989), Service historique de l'armée de terre Vincennes

<sup>4</sup> Manuscrits Lacassagne 6079. Bibliothèque municipale de Lyon La Part-Dieu.

<sup>5</sup> *Archives de l'Anthropologie criminelle, de criminologie, de médecine légale et de psychologie normale et pathologique*. Lyon, Storck et Rey, 1886-1915. Dieser Lyoner Schule sind wegen ihrer Publikationen zuzuordnen (außer Lacassagne und Chevalier, der mehrere Aufsätze für die *Archives* schrieb): Marc-André Raffalovich und die Mediziner Dr. Laupis (Georges Saint-Paul), Emile Laurent, Eric Simac (offensichtlich ein Pseudonym), Etienne Martin und Jean Arrufat; letzterer war Autor einer kurzen (35 Seiten) aber interessanten Dissertation über *Un mode d'évolution de l'instinct sexuel (pédérastie)*, Lyon 1892.



mes Blutarmutsleiden (anémie coloniale profonde) auszukurieren. Er verbrachte diesen Urlaub in seiner Heimatstadt Romans, anschließend, zu Beginn des Jahres 1896, nahm er in Algerien seinen Dienst wieder auf. Dort blieb er, meist in den Städten Mostaganem und Tlemcen, drei Jahre lang und wurde dann nach Tonking versetzt, wo er bis 1902 blieb. Dann wurde er wieder für weitere zehn Jahre nach Algerien versetzt und schließlich im Jahre 1912 nach Marokko, dem neuen französischen Protektorat. Frankreich hatte zu dieser Zeit für Marokko einen Administrator eingesetzt, der sich sehr gut als Studienobjekt für Chevaliers Doktordisertation geeignet hätte: Louis Hubert Lyautey, der spätere Generalfeldmarschall der französischen Armee und notorische Päderast.

Im Jahre 1913 wurde der Sanitätsoffizier Julien Chevalier zum Leiter des Feldlazarets in Casablanca ernannt. Zum Beginn des Ersten Weltkriegs ist Chevalier in Casablanca, wo er im vorgerückten Alter von 54 Jahren vor dem französischen Konsul die zehn Jahre jüngere Elsässerin Philomène Irma Bister heiratet. Die Ehe blieb kinderlos.

Nahezu den ganzen Ersten Weltkrieg verbrachte Chevalier in Marokko. Am 15. Mai 1918 verließ er Casablanca zu einem sechswöchigen Erholungsurlaub. Dann wird er zum Direktorstellvertreter des Sanitätsdienstes der nördlichen Region in Lille ernannt. Als er aber nach einem Krankenhausaufenthalt in Boulogne im November 1918 in Lille eintrifft, ist der Waffenstillstand bereits unterschrieben. Er wird bis auf weiteres im Zuge der Demobilisierung ohne Sold von der Armee freigestellt bis er 1922 der Stadtkommandantur von Paris zugewiesen wird. Er

wird in den Rang eines »Médecin principal de première classe« erhoben und am 6. Oktober 1924 in Pension geschickt. Er verbrachte den Ruhestand mit seiner Gattin in Paris, wohnte zuerst am Boulevard Montparnasse, später im gleichen Bezirk in der Rue Emile Duclaux. Als Greis musste er den Ausbruch eines neuen Weltkriegs erleben, ehe er 83-jährig am 12. August 1943 in seiner Wohnung in der Rue Emile Duclaux von seiner Witwe betrauert starb. Er war Kommandeur der Ehrenlegion.

Chevaliers Vorgesetzte, die ihn während seiner langen militärischen Karriere als sehr intelligent, integer und in seinem Fachgebiet gut informiert charakterisierten, scheinen seine Arbeit über »l'inversion sexuelle« niemals zur Kenntnis genommen zu haben. Allenfalls hat einmal ein Vorgesetzter in seiner Zeit in Oran vermerkt, dass Chevalier zwei Merkblätter für die Soldaten verfasst habe, eines über die Gefahren der Syphilis, das andere über Alkoholmissbrauch.

Chevaliers Dissertation von 1885 kann heute lediglich historisches Interesse beanspruchen. Sie erlaubt jedoch einen Wendepunkt in der Entwicklung der medizinischen Ideen über die Männerliebe genauer zu betrachten. Demnach kann sie uns als bibliografisches Auskunftsmittel dienen, denn sie erweist sich als umfassende Untersuchung von psychiatrischen und gerichtsmedizinischen Aufsätzen, die zuvor über die sexuelle Inversion publiziert wurden. Es ist gerade der literarische und historische Gesichtspunkt, unter dem Chevalier am Ende des 19. Jahrhunderts jenen anthropologischen Sachverhalt untersucht, den man als das Hauptverdienst seiner Dissertation werten muss. Sie erweist sich als Verbindung

von gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit. Indes schöpft Chevaliers historisches Kapitel »historique des faits« nur aus einer einzigen Quelle, der monumentalen achtbändigen *Histoire de la prostitution chez tous les peuples du monde depuis l'Antiquité la plus reculée jusqu'à nos jours* von Pierre Dufour (eines der Pseudonyme von Paul Lacroix, der auch unter dem Schriftstellernamen »bibliophile Jacob« bekannt war). Chevalier hat aus Dufours Werk alle päderastischen Stellen exzerpiert, verschweigt aber im Literaturverzeichnis diese Quelle; offensichtlich glaubte er, ein guter Plagiator müsse alle Quellen nennen, die er kennt, mit Ausnahme derjenigen, aus der er abgeschrieben hat. Es sieht so aus, als ob Lacassagne, der in einer seiner Vorlesungen die Arbeit seines Schülers quasi als seine eigene präsentierte,<sup>6</sup> Chevalier auf das Werk von Paul Lacroix aufmerksam gemacht hat, da es in seiner sehr umfangreichen Bibliothek vorhanden ist.<sup>7</sup> Schließlich bleibt noch der Hinweis darauf, dass der Beitrag der Lyoner Schule zur Frage der Homosexualität insgesamt eine umfassende Analyse verdient hätte und zwar in weitaus höherem Maß als die eher bescheidenen Beiträge einzelner ihrer Mitglieder wie Julien Chevalier.

<sup>6</sup> Manuskript 6 124. Cours de Lacassagne. Bibliothèque municipale de Lyon La Part-Dieu.

<sup>7</sup> Vor seinem Tod hat Alexandre Lacassagne seine private Büchersammlung (12 000 Bände) der Stadtbibliothek von Lyon geschenkt. Daher gehört die Bibliothek von Lyon heute in Frankreich zu denen, die die reichsten Bestände an alter Literatur über Homosexualität besitzen. Vgl. Claude Roux: *Catalogue du fonds Lacassagne*. Lyon 1922.

## GOTTFRIED KELLERS HOMOSEXUALITÄT

Viel ist es nicht, was der Wiener Psychoanalytiker Eduard Hitschmann zu Gottfried Kellers Homosexualität zu sagen hatte. Da aber diese wenigen Bemerkungen das Einzige sind, was bisher überhaupt dazu gesagt wurde, lohnt vielleicht doch ein erneuter Blick darauf, mehr als achtzig Jahre nachdem Hitschmanns Arbeiten über Keller – ein Aufsatz in Freuds Zeitschrift *Imago* im Jahre 1916 und die Keller-Monografie von 1919 – erschienen sind.

Keller war offensichtlich nicht homosexuell im landläufigen Sinn. Er hat sicher niemals in seinem Leben irgendetwas getan, das damals von schweizerischen Juristen und Polizisten als widernatürliche Unzucht, von seinem Zeitgenossen Karl Heinrich Ulrichs als Betätigung des urnischen Liebestriebs bezeichnet worden wäre. Allerdings war Keller auch nicht heterosexuell im landläufigen Sinn. Keiner seiner zahlreichen Biografen hat auch nur den Hauch einer Spur von grobsinnlicher Frauenliebe in Kellers Lebenslauf entdecken können. Zwei- oder dreimal hatte er sich in eine Frau verliebt und war entweder abgewiesen worden oder hatte der Geliebten sein Gefühl überhaupt nicht offenbart. In seinem siebenundvierzigsten Lebensjahr, bald nachdem seine Mutter gestorben war, kam es zur Verlobung Kellers mit der mehr als zwanzig Jahre jüngeren Luise Scheidegger. Die Braut beging jedoch noch im Verlobungsjahr 1866 Selbstmord.

Als Begründung für das Fehlen jeglicher Hinweise auf sexuelle Handlungen im Leben des Dichters nennen die Keller-Biografen gewöhnlich seinen

Zwergwuchs; er war als Erwachsener nur etwa 150 cm groß und soll sich immer nur in üppige dickbusige Riesendamen verliebt haben, die ihn stets verschmähten. Die Dienste von Prostituierte, die seinem Sex-Ideal entsprochen hätten, hat er wohl auch nie in Anspruch genommen, so dass Hitschmann zur Erklärung für die ausbleibende heterosexuelle Betätigung unter anderem eine »milde Entwicklung des Triebes« annimmt. (Hitschmann 1919, S. 47) Die wichtigste Ursache für die bis zur vollständigen Inaktivität gehemmten Sexualität Kellers sieht Hitschmann jedoch in der seit der Kindheit herrschenden unbewussten Fixierung des Dichters an seine Mutter. Dieses Fixiertsein trägt Züge des Inzest und hindert Keller lebenslanglich an der Aufnahme sexueller Beziehungen.

Männerfreundschaften, die in sexueller Hinsicht ähnlich gehemmt sind wie die Frauenbeziehungen, sowie exzessiver Alkoholenuss bilden einen wesentlichen Lebensinhalt des Junggesellen:

»Der Tisch mit den Abendgenossen und dem Wein war für Keller der Höhepunkt des Tages [...] Er glied darin dem Freund Böcklin, dessen »Verhältnis zum Wein wie reinste Harmonie klingt, wie ein Vorbild einer glücklichen Ehe« (Freud). Man findet nicht nur Freundschaft beim Wein, man hat auch die Geselligkeit der Männer gesucht. Sublimierte gleichgeschlechtliche Neigung hat hier ihren Anteil. Wer zur Frau kein Verhältnis findet, kommt zum männlichen Tischkreis, zur Frau findet aber oft kein Verhältnis der, welcher männliche Bezie-

hung vorzieht. Enttäuschung und ungestillte Sehnsucht nach beiden Seiten ertränkt der Wein.« (Hitschmann 1919, S. 52)

Gleichgeschlechtliche Neigungen, die nicht sublimiert sind, sondern gewissermaßen ins Sadomasochistische transformiert wurden, kommen im Vollrausch zum Durchbruch:

»Haben wir ausführlich klargelegt, dass durch die ganze Persönlichkeit unseres Dichters, wie insbesondere durch seine Erotik ein Zug von Passivität, Leidenwollen hindurchgeht, so dürfen wir andererseits jene Andeutungen von Heftigkeit und Grausamkeit nicht übersehen, die sich vorfinden. Denn auch die psychoanalytische Erfahrung stellt die Behauptung auf, dass Passivität und Masochismus nie primär, sondern im Gefolge des Sadismus und in Kombination zutage treten. Aus Kellers Leben sind seine Anfälle von Wut, in denen er, durch Alkohol gestärkt, irgend jemanden fest verprügeln musste, bekannt: namentlich aus Weltschmerz und unglücklicher Liebe kam es zu solchen Reaktionen des stillen Träumers.« (Hitschmann 1919, S. 84 f.)

Während es in den Verhältnissen zu Frauen anscheinend niemals zu körperlichen Berührungen kommt, scheint immerhin der intimere Körperkontakt zu den Geschlechtsgenossen, meist im Alkoholrausch, in der Form sadistisch gefärbter Schlägereien möglich gewesen zu sein.

»Zum engeren Thema sublimierter Gleichgeschlechtlichkeit bei Keller sei auf seinen ausgesprochenen Sinn für Freundschaft, z. B. seine sentimentale Jugendfreundschaft und seinen Brief-

wechsel mit jenem Kauz, der seine schwärmerischen Antworten von irgendwo abschrieb, hingewiesen, ferner auf die zahlreichen Männerfreundschaften späterer Jahre: mit Baumgartner, Freiligrath, Herrmann Hettner, Adolf Exner, Heyse, Storm, Böcklin, Petersen und anderen [...] Durch Jahrzehnte war die Abendrunde mit Männerrede, Männerscherz und Männertrunk Kellers einzige Geselligkeit. Keller war nicht blind für Manneschönheit. Die Feste, wo Männer heiter und mit höheren Zielen beisammen sind, bieten ja Gelegenheit für die Gefühle unbewusster, sublimierter gleichgeschlechtlicher Neigung. Man denke an die Schilderung des Fahnenträgers Jukundus im »Verlorenen Lachen«: eines schlank gewachsenen jungen Mannes mit bildschönem Antlitz und freudeheller Baritonstimme. »Als er sein Lied geendet, schaute er lächelnd zurück und man sah das schöne Antlitz in vollem Glücke strahlen, das ihm jeder gönnte, da ein eigentümlich angenehmes Lachen, wenn es sich zeigte, jeden für ihn gewann ... Er wurde mit allgemeiner Zärtlichkeit schlechtweg der Jukundi genannt.« Ferner sei auch in diesem Zusammenhang hingewiesen auf das wiederholte Darstellen von Transvestiten (»Sinngedicht«) oder scherzhaften weiblichen Verkleidungen von Männern (Landvogt, Amrain).« (Hitschmann 1919, S. 59 f.)

Schließlich erörtert Hitschmann seine Beobachtung, dass es sich bei vielen der Frauengestalten in Kellers Werken um Porträts von »Mannweibern« handelt, »die eine ganz eigenartige dichterische Vision darstellen, man hat den Eindruck zwitterhafter Gestalten, von einer Kombination männlicher und weiblicher Züge, und fragt sich, ob nicht auch feminine Einstellung des Dich-

ters mitspiele.« (Hitschmann 1919, S. 80)

### Der Grüne Heinrich

Im Frühjahr 1850, als Keller dreißig Jahre alt war, reiste er nach Berlin und blieb in der Stadt bis zum Herbst 1855. In diesen Berliner Jahren vollendete er sein erstes erzählendes Prosawerk *Der grüne Heinrich*, den vielleicht schönsten deutschsprachigen Roman aus der Epoche zwischen den *Wahlverwandtschaften* und den *Buddenbrooks*. Es ist offensichtlich, und die Keller-Philologie ist sich darin einig, dass *Der grüne Heinrich* in besonders hohem Maße autobiografische Züge aufweist. Keller erzählt die Kindheits- und Jugendgeschichte von Heinrich Lee, dem Sohn einer armen Züricher Witwe, der gern Kunstmaler werden möchte und während eines von seiner Mutter unter großen Entbehrungen finanzierten mehrjährigen Studienaufenthaltes in München zu der betrüblichen Einsicht kommt, dass er zum Kunstmaler nicht taugt; mit trostlosen Zukunftsaussichten und von Reue- und Schuldgefühlen wegen der etwas rücksichtslosen Ausbeutung seiner Mutter geplagt, kehrt Heinrich in seine Heimatstadt zurück und kann, dort angekommen, gerade noch an der Beerdigung der Mutter teilnehmen; er verbirgt sich schließlich »in dem Sterbegemach seiner Mutter«, dort »rieb es ihn auf, sein Leib und Leben brach und er starb in wenigen Tagen.« (Keller 1998, S. 866)

Vom *grünen Heinrich* gibt es zwei Fassungen. Die frühe, in Berlin geschriebene und dort 1854/55 in vier Bänden erschienene Version hat Keller am Ende der siebziger Jahre stark verändert und als endgültige und einzig gültige Fassung veröffentlicht. In dieser Zweitfassung

fehlen unter anderem einige Stellen oder sind gewissermaßen entschärft, die Heinrichs Sexualleben, seine »Frauenliebe«, beschreiben, sowie seinen intimen Umgang mit Männern. Heinrichs Frauenliebe beschränkt sich darauf, dass er mehrmals das Mädchen Anna küsst, was er auch noch in der zweiten Fassung tun darf; ferner küsst er zweimal das Mädchen Judith (»Hierauf umschlang ich ihren Hals und küsste sie auf den Mund [1] ... worauf sie mich noch einmal umschloss und heftig küsste [2]«), was in Fassung zwei gestrichen ist. Was jedoch die Männerintimität betrifft, so sind die Streichungen erheblich konsequenter und gründlicher: Gleich im ersten Kapitel fehlt eine allgemeine Reflexion über Männerküsse:

»Das Volk, das mit der äußeren Sorge sein Leben lang zu kämpfen hat, erweist sich selbst wenig Zärtlichkeit. Von verwandtschaftlichen Umarmungen und Küssen ist wenig zu finden; niemand küsst sich als die Kinder und die Liebenden und selbst diese mit mehr Dezenz als die gebildete und sich bewusste Gesellschaft. Dass Männer einander küsst, wäre unerhört und überschwänglich lächerlich. Nur große Ereignisse und Schicksale können hierin eine Ausnahme bewirken.« (Keller 1998, S. 25)

Am Ende des Romans folgt dann eine Männerkusszene, die anscheinend unter der Rubrik »große Ereignisse und Schicksale« firmieren soll. Ein Graf, der die Malkunst Heinrichs verehrt, hat diesen nach langen Irrfahrten in seinem Schloss aufgenommen. Am Tage nach der Ankunft Heinrichs tritt der Graf in dessen Schlafzimmer und gesteht ihm, dass er fast die ganze Nacht gemeinsam mit seiner Pflgetochter in Heinrichs Manuskript gelesen hat, das die



Schilderung seiner Kindheit und frühen Jugend enthält:

»Ich will mich gar nicht entschuldigen für unsere Indiskretion; es macht sich so alles von selbst und wir wollen unsere Unverschämtheit nun mit gänzlicher Freundschaftlichkeit abbüßen. Zuerst muss ich Sie einmal küssen, Sie sind ein allerliebster Kerl!« »Bitte, Herr Graf!« sagte Heinrich und duckte sich ein bisschen unter die Decke, »Sie sind allzugütig; aber ich mache mir nicht viel daraus, Männer zu küssen!« »Ei sieh da!« rief der treffliche Mann. »Aber trotzdem müssen Sie mich doch ein bisschen wohl leiden, ich verlange es!« »O gewiss sag' ich Ihnen«, erwiderte Heinrich, mit schüchternen und doch zutulichen Worten: »ich kann Sie gar nicht genug ansehen, so sehr gefallen Sie meinen Augen und meinem Herzen!« Und er sah ihn dabei wirklich mit glänzenden Augen an. »Nun denn«, sagte der Graf mit feinem und gerühmtem Lächeln, »so müssen Sie durchaus geküsst sein zur Besiegelung unseres guten Einvernehmens!« Er umarmte Heinrich und küsste ihn herzlich, und dieser küsste ihn, sein leises Sträuben aufgehend, herzhaft und seine Augen füllten sich mit salzig heißem Wasser, da er endlich einen solchen älteren Männerfreund gefunden nach langem Irrsal.« (Keller 1998, S. 789 f.)

Stellen wie diese hat Keller in den siebziger Jahren, als er sich mit der Überarbeitung des grünen Heinrich zu beschäftigen begann, als »eine Menge Geschmack- und Taktlosigkeiten« bezeichnet, die zu »beseitigen« seien. Dass es dazu überhaupt kommen konnte, begründet Keller mit folgender Erzählung: »Das Unglück des Buches liegt in seiner Entstehungsweise. Der Verleger fing gleich an zu drucken, als er etwas Manuskript hatte; ich fuhr dennoch langsam

fort, musste aber dafür alles Geschriebene sofort absenden und konnte so buchstäblich die fertigen Kapitel und Seiten fast nie zum zweiten Mal übersehen; so blieben eine Menge Geschmack- und Taktlosigkeiten stehen, die man schon bei einer zweiten oder vielmehr ersten Wiederholung zu entdecken und beseitigen pflegt.« (Brief an Emil Kuh, Zürich 3.4.1871; Baechtold 1897, S. 68 f.)

Wendet man dies auf die Stellen an, an denen Männer sich küssen, dann bedeutet dies wohl nur, dass die Erwähnung und Beschreibung von sich küssenden Männern geschmack- und taktlos ist. Sie gehört nach dem Geschmack des zweiundfünfzigjährigen Keller nicht in einen ordentlichen Roman. Zu der Frage, ob Männer, die sich küssen, in ein ordentliches Alltagsleben gehören, äußert sich Keller wohlgerichtet nicht. Andere recht aufschlussreiche »Taktlosigkeiten« strich Keller aus der wechsellvollen Freundschaft zwischen Heinrich und dem holländischen Maler Ferdinand Lys. Als Heinrich dem Holländer zum ersten Mal begegnet, stutzt der Leser bei dem Adjektiv »verführerisch«: Ferdinand ist »ein junger Mann mit anmutigen, verführerischen Gesichtszügen« (Keller 1998, S. 529). Wenn zwei junge Männer sich erstmals sehen, darf taktvollerweise von Verführung keinesfalls die Rede sein, weshalb Keller den ersten Anblick des Holländers folgendermaßen überarbeitete:

»Ein mittelgroßer schlanker Mann von vielleicht achtundzwanzig Jahren, war er dunkel an Haar und Augen, letztere von einem fast melancholischen Ausdruck gleich dem hübsch lächelnden Munde.« (Keller 1998a, S. 422)

## Männerzweikampf statt Männerliebe

Ferdinands anmutige Gesichtszüge und sein hübsch lächelnder Mund verführen den grünen Heinrich nicht zum Küssen oder dergleichen, vielmehr kommt es zu einer sadomasochistischen Gewalthandlung, bei der am Ende dem Ferdinand »Blut aus dem Munde drang und eine tiefe Ohnmacht ihn befiel.« (Keller 1998, S. 619) Als nämlich einmal der grüne Heinrich sehr viel Wein getrunken hatte und er mit Ferdinand über die Frauen und den lieben Gott disputierte, kam es so weit, dass »eine wilde Streitlust in ihm aufflammte« (Keller 1998, S. 616) und er Ferdinand Lys so sehr beleidigte und kränkte, dass dieser ihn zum Duell mit »Stoßdegen« forderte. Am nächsten Morgen schlug sich der grüne Heinrich mit seinem »liebsten« Freund, wobei Kellers Vokabular stutzen lässt: Von sehnsüchtiger Lust ist die Rede und davon, dass Heinrich der Hitzigere und Betörtere von beiden war:

»Jeder nahm seine Waffe, ohne den andern anzusehen; doch als sie sich gegenüberstanden, mussten sie unwillkürlich lächeln und begannen mit sehnsüchtiger Lust die Klängen in behaglicher Langsamkeit aneinander hingeleiten zu lassen [...] Die scharfgeschliffenen Spitzen, welche vor ihren Augen herumflirrten, übten aber eine unwiderstehliche Lockung, und beide gingen fast gleichzeitig in ein rascheres Tempo über. Heinrich, welcher der Hitzigere und Betörtere war, in welchem auch eine Menge Weines glühte, wurde noch ungestümer und entschiedener, und unversehens trat Lys mit einem leisen Schrei einen Schritt zurück und sank dann auf einen Stuhl. Er war in die rechte Seite getroffen, das

*Blut tropfte [...]» (Keller 1998, S. 618 f.)*

In der Zweitfassung, die zwar durchweg in der Ichform geschrieben ist, aber dieser formellen Subjektivierung alles vermeintlich Geschmacklose opfert, fehlen alle irritierenden Wörter. Keller habe, schreibt sein früher Biograf Baechthold, »das Barocke gemildert« und »Verletzendes beseitigt« (1894, S. 52). Somit tropft kein Blut in der neuen Version, weil Ferdinand den Kampf vorher abbricht (vgl. Keller 1998a, S. 505).<sup>1</sup>

### Tröstung nackter Männerkörper

Fast am Ende der Erstfassung des *Grünen Heinrich* gibt es folgenden merkwürdigen Satz:

*»Denn für einen ordentlichen Menschen ist es fast ebenso wohlthuend und erbaulich, einen wohlbestellten, schönen und rechten Mann zu sehen, als schöne und gute Frauen.« (Keller 1998, S. 786)*

Der schöne Mann, dessen Anblick Heinrich erbaut und wohl tut, ist übrigens jener Graf, mit dem Heinrich im nächsten Kapitel die bereits erwähnten Küsse tauscht. Beide Stellen dürften als Hinweise auf die von Hitsch-

<sup>1</sup> Eine weitere Variante des Männerkampf-statt-Männerliebe-Themas verwendet übrigens Brecht in seinem frühen Stück *Im Dickicht der Städte. Der Kampf zweier Männer in der Riesengroßstadt Chicago* (1923/27): »Garga: Sie sind einsam geblieben? – Shlink: Vierzig Jahre. – Garga: Jetzt, gegen Ende, verfallen Sie also der schwarzen Sucht des Planeten, Fühlung zu bekommen. – Shlink (lächelnd): Durch die Feindschaft? – Garga: Durch die Feindschaft! – [...] Shlink: Verleugne nicht, was war. Garga! Sieh nicht nur die Rechnung. Erinnerung dich der Frage, die wir stellten. Nimm dich zusammen. Ich liebe dich. – Garga (betrachtet ihn): Aber wie widerlich von Ihnen! Sie sind erschreckend unappetitlich, ein alter Mann wie Sie!« (Brecht 1967, S. 186 f.)

mann konstatierte Gleichgeschlechtlichkeit Kellers anzusehen sein, jeweils in der gehemmten oder sublimierten Form des bloßen Anschauens resp. Küssens. Einmal geht es auch um einen schönen nackten Männerkörper, der auf Heinrich erbaulich wirkt, allerdings handelt es sich um eine Gipskopie einer antiken Skulptur, des so genannten Borghesischen Fechters. Gerade als ihm die Einsicht dämmert, dass er wohl nie als Maler erfolgreich sein werde, bemerkt er in dem Zimmer, das er zur Miete bewohnt, eine Kopie des »Borghesischen Fechters« die anscheinend vom Vormieter hinterlassen war:

*»Wie einen guten tröstenden Freund entdeckte er da die Gipsfigur des borghesischen Fechters, welche aus ihrem Winkel zu Tage trat. Unwillkürlich hob er sie empor und setzte sie auf ein Tischchen mitten in das hereinströmende Licht. Alles war Leben in dem von Sonne, Wind und Wetter gereiften Körper dieses abgehärteten Kriegers, der mit ehrlichem Fleiße sich seiner Haut wehrte.« (Keller 1998, S. 639)*

Die Betrachtung des nackten Helden erzeugt bei Heinrich heftige Empfindungen und Reflexionen, die bald aber nicht den sexuellen Aspekt der Beziehung zu dem »guten tröstenden Freund« berühren, sondern in einen kräftigen künstlerischen Betätigungsschub einmünden: »Mehr um für seine verwirrten Gedanken ein Unterkommen zu finden als aus einem festen Entschlusse drehte nun Heinrich den Fechter herum und zeichnete denselben während mehrerer Tage von verschiedenen Seiten.« (Keller 1998, S. 642) Hitschmann würde an dieser Stelle vermutlich anmerken: »Sublimierte gleichgeschlechtliche Neigung hat hier ihren Anteil.«

Es gibt eine Episode zu Kellers siebzigstem Geburtstag im Sommer 1889, die auf ergreifende Weise an des grünen Heinrich Tröstung und Verwirrung durch den borghesischen Fechter erinnert. Kellers damals jugendlicher Freund Adolf Frey erzählt davon in seinen *Erinnerungen an Gottfried Keller*:

*»Als ihm nach seiner Ende August erfolgten Rückkehr aus der Urschweiz drei Freunde die herrliche, von Böcklin entworfene, auf den Festtag jedoch nicht fertig gewordene Goldmedaille Vormittags zwischen elf und zwölf Uhr in seinem Arbeitszimmer überreichten, wo er über der Zeitung gesessen hatte, sah er das schöne Kunstwerk lange an, ohne ein Wort zu finden; dann brachen ihm die Thränen hervor, und er sagte, indem er auf das schimmernde Kleinod hindeutete: »Das kann ich Ihnen sagen, meine Herren, das ist das Zeichen für das Ende vom Lied! Ich spüre, dass es mit mir nicht mehr lange dauert.« (Frey 1893, S. 145 f.)*

Die Goldmedaille<sup>2</sup> zeigt auf der einen Seite Kellers Kopf im Profil, auf der Rückseite aber den nackten Orpheus, der mit seinem Kitharaspiel die Raubtiere besänftigt und die Natur versöhnt. Anders als beim borghesischen Fechter ist das Geschlechtsteil des Nackten mit einem Tuch verhüllt. Ich stelle mir vor, dass die Tränen und die Vorahnung des nahen Todes von dem Anblick des goldenen Männerkörpers provoziert wurden und dass sie in der Seele des Dichters einen dunklen Schmerz über das nie wirklich bewusst gewordene Verlangen nach solchen Körpern und den nie gewagten Genuss, den die körperliche Männerliebe vielleicht hätten gewähren kön-

<sup>2</sup> Vorder- und Rückseite der Goldmedaille sind abgebildet in: Breitenbruch 1998, S. 159.

nen, hervorgerufen haben; vielleicht auch Scham über die unakzeptablen sexuellen Sehnsüchte der Jugendzeit, vielleicht auch Zweifel und Trauer über das unwiederbringlich Versäumte.

### Jean Paul

Man versteht die Unbefangenheit, mit der der junge Keller die subtil sexualisierten Männerbeziehungen im *Grünen Heinrich* beschreibt, besser, wenn man die folgende Stelle bedenkt:

»Ich hatte, nach Büchern herumspürend, in der Leihbibliothek unserer Stadt einen Roman des Jean Paul in die Hände bekommen. In demselben schien mir plötzlich alles tröstend und erfüllend entgegenzutreten, was ich bisher gewollt und gesucht oder unruhig und dunkel empfunden [...] Und als der Frühling kam und die Nächte kürzer wurden, las ich von neuem in den köstlichen Morgen hinein und gewöhnte mir darüber an, lange im Bette zu liegen und am hellen Tage, die Wange auf dem geliebten Buche, den Schlaf des Gerechten zu schlafen. Dazumal schloss ich einen neuen Bund mit Gott und seinem Jean Paul, welcher Vaterstelle an mir vertrat, und mag diesen die wandelbare Welt in ihrer Vergänglichkeit zu dem alten Eisen werfen, mag ich selbst dereinst noch meinen und glauben, was es immer sei: ihn werde ich nie verleugnen, solange mein Herz nicht vertrocknet!« (Keller 1998, S. 298 f.)

Heinrichs (und Kellers) Jean-Paul-Verehrung bleibt zwar in der Zweitfassung des *Grünen Heinrich* erhalten, die »Vaterstelle« wurde allerdings gestrichen. Die besondere emotionelle Färbung und sexuelle Tönung der Männerfreundschaften im *Grünen Heinrich* ist in gewissem Maße dem Einfluss der Jean-Paul-Lektüre Kellers zu

verdanken. In einem Tagebuchfragment von 1843 besitzen wir eine Art Urtext der einschlägigen Leseerfahrung; es geht um das »menschliche Herz« und um das Unbehagen, wenn »Helden allzuviel weinen«:

»Den 7. August. Jean Pauls „Hesperus“ fertig gelesen. Jean Paul ist mir ein reicher üppiger Blumengarten und segenvolles nährendes Fruchtfeld zugleich. Wenn ich einen ganzen Tag nichts thue, als in ihm lesen, so glaube ich doch gearbeitet oder etwas Reelles gethan zu haben. Er ist beinahe der größte Dichter, welchen ich kenne, wenn man die Natur mit ihren Wundern und das menschliche Herz als die ersten und größten Stoffe oder Aufgaben der Poesie anerkennt. Nur lässt er seine Helden allzuviel weinen, und seine Thränen- und Blutstürze, sowie die Gestirne und die Sonne sind gar zu oft auf dem Schlachtfeld. Auch unterbricht er sich selbst manchmal in den schönsten Stellen durch seinen Witz, welcher, sei er noch so gut und schön, doch manchmal dem Leser ein wenig Ungeduld verursacht. Bewundernswert ist die unerschöpfliche Quelle seiner treffenden Gleichnisse aus allen Zweigen des Wissens.« (nach Baechtold 1895, S. 213)

Jean Pauls »Freundesliebe« diskutiert Keller nicht ausdrücklich, im Tagebuch nicht und in keinem anderen Text. Die Darstellung von Männerfreundschaften in Kellers epischen Werken, besonders in der Erstfassung des *Grünen Heinrich*, zeigt aber durchaus in ihrer sinnfrohen Körperbetontheit Spuren einer Jean-Paul-Lektüre, und die Entsexualisierung oder Entkörperlichung der Männerbeziehungen in späteren Jahren ist vielleicht doch damit zu erklären, dass Kellers Herz inzwischen ein wenig vertrocknet war und er sich zudem der verwand-

elten Welt des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts akkomodieren zu müssen glaubte.

Soweit ich sehe, verwendet Keller den Ausdruck »Freundesliebe« nur einmal und dort durchaus in dem politischen Sinn, den das Wort bei Jean Paul hat, und nicht im Sinne von »widernatürliche Unzucht« oder Päderastie, den er bei Ludwig Frey, Elisar von Kupffer und den Nachfolgern erhielt; in der Erzählung *Das Fähnlein der sieben Aufrechten* aus dem Jahre 1863 finden sich die folgenden Ausführungen zur Schweizer Nationalgeschichte:

»Wie kurzweilig ist es, dass es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern dass es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Dass es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte! Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen! Denn was der Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die Freundschaft vermögen und beide werden zu einer Tugend werden!« (nach Breitenbruch 1998, S. 96)

Wo Jean Paul zärtliche und leidenschaftliche Verbindungen zwischen Männern beschreibt, vermeidet er, dem einen Namen anzuheften, die Liebe zwischen Männern bleibt namenlos, wird aber um so eindringlicher geschildert. Wo von Freundesliebe die Rede ist, geschieht dies in einer Weise, die fast einer Vorwegnahme der Verquickung von Männerliebe und Demokratie in manchen Gedichten Walt Whitmans gleicht.



### Platen Heine Keller

Es gehört durchaus in den hier erörterten Zusammenhang, einen Blick auf Kellers poetischen Kommentar zu Heinrich Heines Angriffen auf August von Platen zu werfen. Heine hatte bekanntlich in seiner 1830 erstmals erschienenen satirischen Dichtung *Reisebilder II* Platen verhöhnt, weil er »die zarte griechische Knabenliebe besingt« und wegen »eines geheimen Lasters«, das Heine »Freundschaftslicbe« nennt (Heine 1899, S. 368 u. 409).

In seinem Versepos *Der Apotheker von Chamounix*, das Keller zu Anfang der fünfziger Jahre, als Heine noch lebte, geschrieben, aber erst 1883 nach gründlicher Umarbeitung veröffentlicht hatte, finden sich auch einige sehr zurückhaltende Bemerkungen zu Heines Angriff auf Platens geheimes Laster. Paul Derks hat wohl als erster diese Verse als Kellers Stellungnahme zur Homosexualität oder zu Heines Verhöhnung des homosexuellen Grafen Platen analysiert (Derks 1990, S. 610 ff.) In Kellers Gedicht treffen Heine und Platen, nachdem beide gestorben waren, im Himmel aufeinander und halten einen Diskurs über ihren einstigen Kampf, wobei die zarte griechische Knabenliebe resp. Freundschaftslicbe unerwähnt bleibt. Platen nennt Heine einen »Schmäher«, einen »Tor«, dessen »Lügen« Platens »Ehr- und Freiheitslicbe« niemals beschädigen konnten. Derks stellt zutreffend fest: »Zu einer wirklichen Auseinandersetzung, zu einer Aufarbeitung ihres Konfliktgegenstandes kommt es nicht.« (Derks 1990, S. 612) Derks wagt schließlich einen wenig überzeugenden hermeneutischen Salto, um im *Apotheker von Chamounix*, und zwar in dem Vers »Denn mein Herz vertrug nicht beides: Sän-

ger und ein Hund zu sein!« doch noch eine metaphorische Nennung der Homosexualität Platens nachzuweisen. In dem Wort »Hund« entdeckt Derks den »Nebensinn einer sexuellen Metapher«, die Keller als Codewort für das Unnennbare gebraucht. Deutlich wird hier jedenfalls, mit welcher Konsequenz, die in späteren Lebensjahren weiter gesteigert wurde, Keller es vermeidet, jedwede Homosexualität, seine eigene und die anderer Leute, zur Sprache zu bringen. Sie bleibt lebenslänglich irgendwo in Kellers Unbewusstem verborgen und ist der Alltags- und Dichtersprache nur über komplizierte Verschlüsselungen zugänglich.

### Klassifikationsprobleme – anything goes ?

Es stellt sich hier die Frage, ob man überhaupt von Kellers Homosexualität sprechen kann, wenn weder eine entsprechende sexuelle Praxis noch einschlägige Bekenntnisse, Wünsche oder Geständnisse überliefert sind. Hitschmanns kärgliche Erwähnungen einer Homosexualität Kellers sind überhaupt nur auf der Grundlage der Sexualtheorie Sigmund Freuds plausibel. Freud charakterisiert bekanntlich die »psychoanalytische Forschung« und ihre Resultate mit folgender Bemerkung, die wohl auch auf Hitschmanns Kellerforschung zutrifft:

*»Die psychoanalytische Forschung widersetzt sich mit aller Entschiedenheit dem Versuche, die Homosexuellen als eine besonders geartete Gruppe von den anderen Menschen abzutrennen. Indem sie auch andere als die manifest kundgegebenen Sexualerregungen studiert, erfährt sie, dass alle Menschen der gleichgeschlechtlichen Objektwahl fähig sind und dieselbe auch im Unterbewusstsein voll-*

*zogen haben.«* (Freud 1961, S. 22) Ferner weist Freud darauf hin, dass die Psychoanalyse im Unterschied zur gängigen Vorstellung von Sexualität eine »erweiterte Sexualität« annimmt, die immerhin »nahe [...] mit dem Eros des göttlichen Plato zusammenrifft.« (Freud 1961, S. 12) Spuren von dieser psychoanalytischen Homosexualität könnte man demnach im Leben jedes beliebigen Menschen nachweisen und der entsprechende Nachweis bei Gottfried Keller wäre einfach nur trivial.

Will man dennoch in einem nicht-trivialen und über den psychoanalytischen Befund hinausgehenden Sinn von Kellers Homosexualität reden, dann gerät man schnell auf das fragwürdige Terrain der Spekulation und der Beliebigkeit. Ein Ausflug dorthin ist vielleicht dann zu rechtfertigen, wenn dieser Umweg zu neuen Erkenntnissen oder Fragestellungen führt. Es wird zu zeigen sein, dass dies im vorliegenden Fall zutrifft. Andernfalls hätten wir es nur mit mehr oder weniger unterhaltsamer Fantasieproduktion zu tun: anything goes.

Diese Schwierigkeit, die oft aus der dürftigen Quellenlage resultiert, stellt sich übrigens nicht nur im Fall Keller, vielmehr belastet sie die schwule Geschichtsforschung seit ihren Anfängen, ohne dass eine befriedigende Lösung gefunden wurde. Weit verbreitet ist es, das Problem schlicht zu ignorieren oder es mittels Sprachregelung zu übertünchen, so als ob man sich gar nicht für die Homosexualität interessiert, sondern für den ganz anderen »Freundschafts-eros« oder die »Freundeslicbe« oder – in den achtziger Jahren sehr verbreitet: – für »homosoziale Arrangements« oder, neuerdings wieder vermehrt, für »Homoerotik«. Ein älterer Vorschlag des Verfassers (Herzer

1987), man solle in der schwulen Geschichtsforschung nur jene Fälle behandeln, wo die manifest kundgegebene Sexualerregungen nachgewiesen sind, beantwortet jedoch nicht die quellenkritische Frage, ob die vermeintlichen Nachweise nicht womöglich auf erfundenen Denunziationen, Verleumdungen oder erpressten Geständnissen beruhen.

### Kellers Platonismus

Dennoch möchte ich die folgende Überlegung, gewissermaßen zur Rettung meines Redens von Kellers Homosexualität, anstellen:

Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert konnte sich eine schwule Lebenspraxis so gut wie gar nicht entfalten. Vergesellschaftungen von »Päderasten«, »Warmen«, »Schwulen« usw. gab es zu Kellers Zeiten erst in wenigen Städten, und dies auch nur in Formen, die den meisten der potentiell Dazugehörenden keine Chance einer Teilnahme boten.<sup>3</sup>

Ich möchte hier erneut einen Vorschlag zur Diskussion stellen, der in einem Aufsatz über die Homosexualität in Wien um 1800 enthalten ist und dort an-

hand der Frage entwickelt wurde, inwiefern man die Wiener und in Wien lebenden Künstler Franz Schubert, Ludwig van Beethoven und Franz Grillparzer als schwule Männer bezeichnen kann (Herzer 1998). In Anlehnung an eine Typologie, die Karl Maria Kertbeny<sup>4</sup> in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts entwickelte, sollten diesem Vorschlag gemäß Männer, in deren Leben keinerlei heterosexuelle Praxis nachzuweisen ist, wohl aber besonders leidenschaftliche Freundschaften zu Geschlechtsgenossen, als »Platonisten« bezeichnet werden. Ein Motiv war dabei mein Unbehagen an dem vorherrschenden Idealismus, der in den seit ungefähr 150 Jahren real existierenden Homosexuellen eine »soziale Konstruktion« sieht und nichts sonst. Hauptsächlich sollen es Mediziner gewesen sein, die sich im neunzehnten Jahrhundert diese Konstruktion ausgedacht haben, aber auch Nicht-Mediziner wie Ulrichs oder Kertbeny sollen beteiligt gewesen sein, den Erfolg dieser Konstruktion zu befördern und einer »Identität« zu sozialer Geltung verholfen haben, in der sich immer mehr Männer wiedererkannten und die sie für

sich in Anspruch nahmen, falls sie nicht schon von ihrem behandelnden Arzt mit diesem Etikett »Homosexueller« versehen worden waren.

Diese Betrachtungsweise ist für mich als einer alten Freundin des Historischen Materialismus schon deshalb nicht nachvollziehbar, weil das, was unsreiner als gesellschaftliche Praxis bezeichnet, hauptsächlich Arbeit, Sex und Politik, auf bloße Denkprozesse, allenfalls noch auf Sprechen und Schreiben, reduziert wird: Wenn ein Arzt zu mir sagt, Sie sind ein Homosexueller, und wenn ich ihm das glaube, dann und nur dann bin ich einer; dann habe ich mich mit dieser »sozialen Konstruktion« identifiziert und bin es auch, allein weil diese Konstruktion »sozial« in mein Gehirn oder sonstwo in mein Inneres hineintransplantiert wurde. Mit meinen bisherigen Handlungen und Taten hat das nichts zu tun. Meine künftigen Handlungen gelten aber von nun an als Handlungen eines Homosexuellen. Demnach kann es Homosexuelle oder gar Schwule sozusagen *avant la lettre* nicht geben. Erlaubt sind nur die jeweils zeitgenössischen »sozialen Konstruktionen«, wie zum Beispiel »Sodomiter« im Spätmittelalter oder »Päderasten« usw. (zwei Beispiele für viele: Rosen 1998; Katz 1998)

Auch wenn der oben formulierte Einwand gilt, dass Dokumente homosexueller Handlungen gefälscht, erpresst, erfunden sein können, möchte ich doch die Definition des Homosexuellen oder Schwulen an eine dokumentierte Sexpraxis knüpfen; Irrtümer sind bei der Beurteilung der Glaubwürdigkeit historischer Quellen immer möglich, das gilt für schwule Sexdokumente in gleicher Weise wie für andere Quellen. Die Frage, wie man Männer bezeichnen soll, von denen man annimmt, dass sie nur

<sup>3</sup> Heinrich Detering hat einen Zeitschriftenaufsatz aus dem Jahre 1789 entdeckt, dessen enorme Bedeutung für die Geschichte schwuler Subkulturen und Ideologien bisher leider übersehen wurde. Darin heißt es: »Die unnatürliche Neigung der Männer zu ihrem eigenen Geschlecht ist, nach dem was ich davon im gesellschaftlichen Leben erfahren und entdecken konnte, schon äusserst ausgebreitet. In der Stadt, worin ich lebe, hat schon mancher Bekannte mich auf junge Männer hingewiesen mit einem geheimen Winke, daß dies Knabenliebhaber wären. In einer größten Stadt, die ich nicht gern nahmhaft machen wollte, soll eine ganze Gesellschaft von solchen verstimmten Liebhabern zusammengetreten sein, die immer mehrere in ihre Verbindung ziehen, um Nahrung für ihre Lüste zu finden.« (Detering 1995, S. 276)

<sup>4</sup> Es gehört eigentlich nicht hierher, weshalb ich es in diese Fußnote verbanne: Im Dezember 1846 kam es in Zürich zu einer Begegnung zwischen Kertbeny und Gottfried Keller, die jedoch so flüchtig war, dass Kertbeny sie nur ganz beiläufig erwähnt und Keller überhaupt nicht. (Borneck 1861, S. 14) Kertbeny hat jedoch später versucht auch mit seiner Keller-Bekanntschaft zu renommieren. Kellers Freund Alfred Hartmann fragt diesen in einem Brief vom 5.10. 1860: »Kennen Sie den ungrischen Literaten Kertbeny, den Uebersetzer des Petöfi? Er sprach mir von Ihnen als einem Bekannten. Ist die ungrische National-blaque, womit er auftritt bloß Schale oder auch Kern?« Keller hat auf diese Frage nicht geantwortet. Er wird sich wohl nicht erinnern haben. Vgl.: [www.kellerbriefe.ch/hartmann.htm](http://www.kellerbriefe.ch/hartmann.htm)

deshalb keinen schwulen Sex praktizieren, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sie leben, dies verhindern, wird mit der vorgeschlagenen Definition jedoch nicht beantwortet. Dennoch halte ich diese Frage für sinnvoll. Wenn man nämlich nicht annehmen will, dass die Homosexuellen erst von der gleichnamigen sozialen Konstruktion gewissermaßen aus dem Nichts produziert werden, dann muss man ihr latentes oder potentiellen Vorhandensein vor ihrer entsprechenden Selbstidentifikation oder Fremdetikettierung voraussetzen. Für diese »Vorstufe« der praktizierten Homosexualität (eine treffendere Formulierung konnte ich nicht finden) möchte ich hier die Bezeichnung »Platonismus« vorschlagen und behaupten, dass es sich bei dem Dichter Gottfried Keller um einen solchen Platonisten gehandelt hat.

Vor dem Aufblühen der schwulen Subkulturen in europäischen Großstädten am Ende des neunzehnten Jahrhunderts war diese schwule Existenzform des Platonisten gewissermaßen *faute de mieux* oder aus Mangel an Gelegenheit besonders häufig. Beethoven, Schubert und Grillparzer waren demnach Beispiele für Wiener Entsprechungen zu dem Zürcher Gottfried Keller. Bei allen Unterschieden zu dem hier Vorgetragenen scheint mir Hergemöller in seinem biografischen Lexikon doch in eine ähnliche Richtung zu argumentieren. Auch Hergemöller kommt ohne jeden Rückgriff auf irgendwelche biologischen Angebotsvorstellungen aus, wenn er annimmt, »dass die Gleichge-

schlechtlichkeit ein Phänomen von diachroner, essentieller Bedeutung darstellt und dass zweifelsohne ein bestimmter Personenkreis von der Übermacht und dem Vorrang der Grundneigung zum eigenen Geschlecht geprägt ist« (Hergemöller 1998, S. 21) Bei seinen Auswahlkriterien scheint mir aber zu viel Subjektivismus im Spiel zu sein, so dass seine Einzelentscheidungen oft ein wenig willkürlich ausfallen. So nennt er etwa »Schiller, Goethe, Händel oder Hitler« als Beispiele für Männer, »die nach unseren Vorstellungen überwiegend von der mann-weiblichen Erotik und Sexualität geprägt waren«, ohne dass er diese Vorstellungen expliziert. (Hergemöller 1998, S. 22) Gottfried Keller entspricht übrigens auch nicht Hergemöllers Vorstellungen von »Gleichgeschlechtlichkeit«.

### Literatur

- Baechtold, J.** (1894): Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Zweiter Band: 1850-1861. Berlin.
- Baechtold, J.** (1895): Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Erster Band: 1819-1850. 4. Aufl. Berlin.
- Baechtold, J.** (1897): Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Dritter Band: 1861-1890. 2. Aufl. Berlin.
- Borneck, A.** [1861]: Kurze Memoiren von K. M. Kertbeny. Dresden.
- Brecht, B.** (1967): Gesammelte Werke. Band 1. Frankfurt a.M.
- Breitenbruch, B.** (1998): Gottfried Keller mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt. 14. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
- Derks, P.** (1990): Die Schande der heiligen Päderastie. Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750-1850. Berlin.

**Detering, H.** (1995): »zu Sprache kommen« Eine homoerotische (Auto-)Biographie 1789, in: Grenzüberschreitungen. Festschrift für Wolfgang Popp. Essen, S. 265-278.

**Ermatinger, E.** (1990, Erstdruck 1950): Gottfried Keller. Eine Biographie. Zürich.

**Freud, S.** (1961, Erstdruck 1920): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. 4. Aufl. Frankfurt.

**Frey, A.** (1893): Erinnerungen an Gottfried Keller. 2. Aufl. Leipzig.

**Heine, H.** (1899, Erstdruck 1830): Reisebilder II, in: Heine, Sämtliche Werke. Mit einem Geleitwort von L. Holthof und dem Bildnis des Dichters, 7. Auflage, S. 366-459.

**Hergemöller, B.U.** (1998): Mann für Mann. Biographisches Lexikon zur Geschichte von Freundschaft und mann-männlicher Sexualität im deutschen Sprachraum. Hamburg.

**Herzer, M.** (1987): Homosexuality: Social construction and sexual practice, in: Homosexuality which homosexuality? History. Vol. 2, S. 18-24.

**Herzer, M.** (1998): »Wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert«? Griechische Liebhabereien und antigriechischer Geschmack in Alt-Wien, in: CAPRI 25, S. 2-19.

**Hitschmann, E.** (1916): Gottfried Keller. Psychoanalytische Behauptungen und Vermutungen über sein Wesen und sein Werk, in: Imago, Band 4, S. 223-47 und 274-316.

**Hitschmann, E.** (1919): Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. Leipzig u.a.

**Katz, J.N.** (1998): Die Erfindung der Heterosexualität, in: 100 Jahre Schwulenbewegung. Berlin, S. 129-143.

**Keller, G.** (1998, Erstdruck 1854/55): Der grüne Heinrich. Erste Fassung. 8. Aufl. Frankfurt a.M.

**Keller, G.** (1998a, Erstdruck 1879/80): Der grüne Heinrich. Zweite Fassung. Hrsg. von Rolf Toman. Köln.

**Rosen, W. von** (1998): Die schwule Geschichte Dänemarks. Eine konstruktivistische Interpretation, in: 100 Jahre Schwulenbewegung. Berlin, S. 189-202.





Manfred Herzer

## Weihnachten 1775: Freundesliebe in Waldeck

### ZUR WORTGESCHICHTE EINES EUPHEMISMUS

Ein verblüffender Satz von Ihnen lautet: Ich habe nie verstanden, warum Menschen ihre Freundschaft durch Sex zerstören wollen. **Liegt das nicht auf der Hand? Ist das nicht offensichtlich?** Nein.

**Ich muss Ihnen das nicht erklären, Sie wissen ganz genau, dass es wahr ist. Ich wusste nicht, dass dieser Satz derartig überraschend ist, als ich ihn geschrieben habe. Ich dachte, jeder hätte schon mal einen Freund verloren, weil er mit ihm Sex hatte. Wissen Sie, Sex finden Sie überall und jederzeit. Freunde nicht.**

(Aus einem Interview mit Gore Vidal im *Tagesspiegel* vom 6. August 2000)

Tscheck behauptete mehrfach, das Wort »Freundesliebe« sei eine Schöpfung des Dichters Jean Paul.<sup>1</sup> Leider sagt Tscheck nicht, wo er den Ausdruck bei Jean Paul gefunden hat oder woher er zu wissen glaubt, dass Jean Paul ihn erfunden hat. Es wird hier zu zeigen sein, dass Tscheck sich irrt oder seine Zuordnung zu dem von ihm verehrten Jean Paul erfunden hat.

Erstmals im Kontext der Schwulenemanzipation verwendet Ludwig Frey die »Freundesliebe« in seinem Buch *Der Eros und die Kunst. Ethische Studien*, das leider ohne eingedrucktes Erscheinungsjahr vermutlich um die Jahreswende 1896/97 im Leipziger Verlag von Max Spohr veröffentlicht wurde. Es gibt dort die Kapitel »Die Freundesliebe«, »Sokrates und die Freundeslie-

be«, »Das Christentum und die Freundesliebe« sowie »Goethe über die Freundesliebe«. Manchmal verwendet Frey in gleicher Bedeutung Ausdrücke wie »griechische Liebe«, »Urningsliebe«, »Männerliebe« und einmal auch »Homosexualität« (S. 307). Frey diskutiert seine Terminologie an keiner Stelle. Dass Ulrichs die Ausdrücke »Urningsliebe«, »Urningsliebe« und dergleichen erfunden hat, erwähnt Frey durchaus, wie er auch ausdrücklich den theoretischen Rahmen, in den er seine »ethischen Studien« stellt, von Ulrichs übernimmt.

Der Ausdruck »Freundesliebe«, den Frey für seine Zwecke gewissermaßen umdefiniert hat, indem er ihn mit einem sexuellen Akzent versah, war jedoch in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts recht verbreitet. Die folgenden Beispiele, die bereits nach oberflächlicher Suche schnell aufzufinden waren, zeigen recht deutlich, dass »Freundesliebe« von Goethe, Lenau, Stifter, Mörike und Keller synonym zu »Freundschaft« verwendet wurde. Eine Bedeutungsdivergenz ist eigentlich nicht zu erkennen. (Vielleicht ist es kein Zufall, dass alle Autoren, in deren Werk »Freundesliebe« gefunden wurde, aus dem südlichen Teil des

deutschen Sprachgebiets stammen, Goethe und Mörike aus dem Südwesten, Stifter, Lenau und Keller aus dem Süden, Jean Paul aus Bayern – eine Erklärung für diese regionale Häufung würde wohl sehr detaillierte sprach- und dialektgeschichtliche Studien erfordern, die leider noch ausstehen.) Wenn sich Frey aber für »Freundesliebe« und gegen »Freundschaft« entschied, dann hat ihn hier anscheinend die »Liebe« zu seiner Wortwahl verlockt, die ja das ganze Kompositum näher an das Sexuelle heranzurücken vermag als die bloße »Freundschaft«. Bei der Erörterung der Biografie Friedrich Schillers gelingt Frey vermutlich eine echte Wortneuschöpfung: die »Freundschafts-  
liebe«:

»Sollte man aus diesen Worten des heißblütigen Jünglings auf sinnliche Regungen schließen müssen? Jedenfalls würden seine Jugendfreundschaften, (von denen K. Fischer in »Schillers Jugendjahre« ausführlich berichtet) in den Augen unserer heutigen Sittenrichter, wenn sie dieselben an einem gewöhnlichen Sterblichen beobachteten, die schärfste Beurteilung erfahren. Wo es sich um **Freundschafts-  
liebe** handelt, verlieren die größten Dichter und edelsten Denker ihre Autorität, wie ihre Kritiker

<sup>1</sup> Zum Beispiel: »Die erotisch Invertierten sollen zu keinem deutschen Dichter mit mehr Schätzung aufblicken als zu Jean Paul, denn er ist der hauptsächlichste Vertreter der Freundesliebe unter ihnen, ja der Ausdruck »Freundesliebe« selbst stammt von ihm.« (Der Eigene, Jahrgang 9 [1922], Nr. 6, S. 168), oder: »Jean Paul, der gewaltige Sprachschöpfer, fand das schönste deutsche Wort für den mann-männlichen Eros, die Freundesliebe.« (Uranos, Blätter für ungeschmälertes Menschentum, Jahrgang 1, 1921/22, S. 141). Zu Tscheck vgl. Herzer 1996.

die Objektivität. Schiller hat gewiß nicht urnisch gefühlt, und seine Liebe zum Weibe hatte in der Folge etwas von elementarer Leidenschaftlichkeit«, (Seite 225, vgl. auch Seite 230 in Bezug auf Byron und Shelley).

Wie weiter unten gezeigt wird, verwendete Frey in den wenigen Aufsätzen, die er zwischen 1899 und 1904 für das *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* schrieb, nur noch die damals üblichen Ausdrücke; Freundesliebe oder gar Freundschaftslove kommen bei ihm nicht mehr vor.

### Goethe

Da das *Goethe-Wörterbuch* glücklicherweise schon über den Buchstaben F hinausgediehen ist, kann man in der 7. Lieferung zum 3. Band (Stuttgart 1994, Sp. 929) beim Eintrag »Freundesliebe« drei Nachweise finden, einen aus den »Tag- und Jahresheften« für 1805, einen weiteren in einem Gedicht mit dem Datum »Johanni 1830«, sowie einen dritten undatierten unter den »Paralipomena« in Goethes Werken, Abteilung 1, Band 5,2 (Weimar 1910) auf der Seite 360:

»Nur Luft und Licht und  
**Freundeslieb'**

Ermüde nicht, wenn dies noch  
blieb.«

Dazu erklären die Herausgeber an der gleichen Stelle:

»Die von Goethe mit Bleistift auf eine Forsttafel beim Förster Slevoigt in Waldeck aufgeschriebenen Verse sind in ihrem Originalwortlaut mit der Tafel selbst zu Grunde gegangen. Die Überlieferung schwankt: Nur Luft und Licht und Freundesliebe! Ermüde nicht, wenn dies noch bliebe! Die 2. Zeile auch in der Form: Ermüde nicht, wenn dies dir bliebe! C.E. Putsche hat in der Weimarer Zeitung vom 20. Juli 1880 obige Fassung

als die wahrscheinlichste rekonstruiert.«

Begibt man sich mit ein wenig Glück im Dickicht der Goethe-Philologie auf die Suche nach einem Entstehungsdatum und lässt sich dabei von Förster Slevoigt anleiten, dann wird man zu Weihnachten des Jahres 1775 fündig und zwar folgendermaßen:

Im Personenregister zu *Conrads Goethe: Leben und Werk* wird man über Traugott Friedemann Slevoigt, Oberförster in Waldeck auf die Seite 298 verwiesen, wo es heißt:

»Weihnachten 1775 mußte Carl August mit Gefolge am benachbarten Hof zu Gotha verbringen. Derweil waren Goethe, v.Einsiedel, v.Kalb und Bertuch in das Dorf Waldeck bei Bürgel geritten und logierten bei Bertuchs künftigem Schwiegervater, dem Wildmeister Slevoigt. Vom 23. bis 26. Dezember schrieb Goethe dem Herzog in Etappen zwei lange Briefe. Er begann mit dem Zigeunerlied (»Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee«), das den 5. Aufzug des ungedruckten Schauspiels *Gottfried von Berlichingen* eröffnet hatte, und unterhielt sich damit, »hinterdrein einen Brief zu sudeln, denn ich vermissen Sie warrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden aus einander sind [...]« (Conrady 1994, S. 298)

Wenn man nun genauer wissen möchte, was beim Förster Slevoigt geschah, dann kann man dies dem ersten Band von Robert Steigers *Goethes Leben von Tag zu Tag* entnehmen, wo es zum »Samstag, 23. Dezember 1775« unter anderm heißt:

»Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebürg ritt; kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksaals, und meiner Liebe über mich, und sang so bey mir selber: HOLDE LILI

WARST SO LANG / All mein Lust und all mein Sang / Bist ach nun all mein Schmerz und doch / All mein Sang bist du noch.« (an Carl August) – In Waldeck auf eine Forsttafel schreibt Goethe die Verse: NUR LUFT UND LICHT UND FREUNDESLEIB!« (Steiger 1982, S. 766)

Diese Resultate der Goethe-Forschung erlauben die Aussage, dass das Wort Freundesliebe, wenn auch in apokopierter Form, also unter Weglassung des letzten Buchstaben, erstmals am 23.12.1775 aufgeschrieben wurde, und zwar von dem 25-jährigen Goethe mit Bleistift auf eine Forsttafel in Waldeck. Was aber ist eine Forsttafel? Hierzu schweigt die Goethe-Forschung hartnäckig.

Natürlich ist damit nicht gesagt, dass Goethe damals das Wort erfunden hat. Wenn das auch nicht ausgeschlossen werden kann, solange keine früheren Quellen gefunden werden, scheint es doch wahrscheinlicher, dass »Freundesliebe« zum alltäglichen Wortschatz Goethes und seiner Freunde gehörte.

Erneut aufgeschrieben hat Goethe das Wort, jedenfalls soweit dies der Nachwelt erhalten blieb, erst dreißig Jahre später in seinen »Tag- und Jahresheften« von 1805. Er berichtet dort über eine Vorlesung des damals wegen seiner »Schädellehre« und morphologischer Erforschung des Gehirns berühmten Mediziners Franz Joseph Gall. Dabei notiert er den Satz: »Man konnte den Mord-, Raub- und Diebsinn so gut als die Kinder-, Freundes- und Menschenliebe unter allgemeinere Rubriken begreifen und also gar wohl gewisse Tendenzen mit dem Vorwalten gewisser Organe in Bezug setzen.« (Goethe 1892, S. 202)

Das klingt fast wie eine Überlegung zum Angeborenssein oder wenigstens zu einer organischen Grundlage für die Freundesliebe. Der Gedanke wird aber nicht weiter verfolgt, steht vielmehr recht isoliert in seinem Kontext.

Am 24. Juni wird das Johannistfest gefeiert, der Tag ist Johannes dem Täufer gewidmet, dem Schutzpatron der Freimaurer. Am Vorabend des Johannistfestes von 1780 war Goethe in die Weimarer Freimaurerloge »Amalia« aufgenommen worden. Der 80-jährige Goethe dichtete aus Anlass seines 50. Freimaurerjubiläums zum »Johanni 1830« ein »Jubelgedicht« von vier Strophen à vier Zeilen. Das Gedicht wurde faksimiliert gedruckt und von der Loge »Amalia« an alle Logen versandt, mit denen sie in Korrespondenz stand (Deile 1908, S. 315). In der zweiten Strophe finden wir zum dritten Mal unser Wort:

»Doch lebendig, stets auf's neue,  
Thut sich edles Wirken kund,  
**Freundes-Liebe**, Männer-Treue  
Und ein ewig sichrer Bund.«  
(Goethe 1891, S. 311)

Die Einheit von Liebe und Treue im Männerbund, die Goethe hier in seiner Loge edel wirken sieht, ist gewiss eine grundlegende Idee in allen Varianten der Freimaurerideologie. Womöglich kann man dort, in den maurerischen Liederbüchern und Gedichtsammlungen das Wort »Freundesliebe« bereits lange vor 1775 finden. Es klingt so, als ob es von Freimaurern erfunden wäre. Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn man den oben erwähnten Zeitungsartikel von Putsche liest; der Autor hatte ihn 1880 geschrieben, um der hundertsten Wiederkehr des Tages zu gedenken, an dem Goethe in die Freimaurerloge Amalia aufgenommen worden war. Er sagt zwar nicht ausdrücklich, dass

die Freundesliebe zum maurerischen Jargon gehört, wenn man aber Goethes obige Verse mit der Freundes-Liebe und Männer-Treue zu seinem fünfzigsten Maurerjubiläum berücksichtigt, scheint dies evident:

»Gerade jetzt aber muß uns solch ein Nachklang aus Goethes erster Weimarer Zeit von desto höherem Werthe sein, als er uns [...] beweist daß Goethe schon 1775, also 5 Jahre vor seiner förmlichen Aufnahme in den Freimaurerbund, deren Säcularfeier von unserer Loge Amalia am 24. Juni d.J. in pietätvoller Erinnerung zugleich mit dem Johannistfeste begangen worden ist, gleichsam ein geborner und prädestinirter Freimaurer, bereits von echt maurerischer Gesinnung beseelt war, welche in unserer Loge genährt und gepflegt, sein ganzes späteres Leben durchdrungen und verklärt hat« (Putsche 1880).

Goethe hatte sich übrigens zehn Jahre vorher in Frankfurt um die Aufnahme in eine dortige Loge »Arkadische Gesellschaft Philandria« bemüht, was ihm jedoch verweigert wurde (vgl. Deile 1908, S. 3 f.)

### Jean Paul

Ein Wörterbuch zum Werk Jean Pauls gibt es leider noch nicht. Die historisch-kritische Jean-Paul-Ausgabe wurde 1927 in Angriff genommen und ist bis heute nicht zum Abschluss gebracht. Das Gutenberg-Projekt<sup>2</sup>

<sup>2</sup> <http://gutenberg.aol.de>. Dort kann man auch Eduard Mörikes 1842 entstandenes Gedicht »An Wilhelm Hartlaub« finden, das die Verse enthält:

»Zuletzt warst du es selbst, in den ich mich verlor;  
Mein Herz durchzückt' mit eins ein Freudenstrahl:  
Dein ganzer Wert erschien mir auf einmal.  
So wunderbar empfand ich es, so neu,  
Dass noch bestehe **Freundeslieb** und Treu!

im Internet leistete jedoch, wenigstens was die großen Erzählwerke Jean Pauls betrifft, bei der Suche nach der Freundesliebe gute Dienste. So kann man in Jean Pauls Roman *Hesperus, oder 45 Hundpostage, eine Biographie*, der erstmals 1795 in Berlin erschienen ist, die folgende wunderschöne Stelle finden:

»Wenn ein Volk seine Verfassung hasset: so geht der Zweck seiner Verfassung, d. h. seine Vereinigung verloren. Liebe der Verfassung und Liebe für seine Mitbürger als Mitbürger ist eins. Ich hole so aus: wären alle Menschen weise und gut, so wären sie alle einander ähnlich, folglich gewogen. Da das nicht ist: so ersetzt die Natur diese Güte durch Ähnlichkeiten der Triebe, durch Gemeinschaft des Zwecks, durch Beisammenleben u.s.w. und hält durch diese Bänder – der ehelichen, der Geschwister- und der **Freundesliebe** – unsere glatten schlüpferigen Herzen zusammen in verschiedenen Entfernungen. So erzieht sie unser Herz zur höhern Wärme. Der Staat gibt ihm eine noch größere, denn der Bürger liebt schon mehr den Menschen im Bürger als der Bruder ihn im Bruder, der Vater im Sohn. Vaterlandliebe ist nichts als eine eingeschränkte Weltbürgerliebe; und die höhere Menschenliebe ist des Weisen große Vaterlandliebe für die ganze Erde.«

Im Grunde haben wir es hier mit einer politischen Psychologie der Demokratie zu tun, die eine Verbindung zwischen Freundesliebe, Vaterlandliebe und Welt-

Dass uns so sichrer Gegenwart Genuss Zusammenhält in Lebensüberfluss!« Das Gedicht wurde erstmals 1843 im *Barmer Jahrbuch für Kunst und Poesie* gedruckt (Simon 1981, S. 143); die Freundesliebe ist bei Mörike wie schon bei Goethe 1775 apokopiert, das e am Ende wurde aus rhythmischen Gründen weggelassen.



bürgerliebe herstellt und damit gewissermaßen zugleich die Kritik an der autoritären Staatsideologie des schwulen Präfaschisten Hans Blüher vorwegnimmt.

Im dritten Band seines Romans *Titan*, der 1802 ebenfalls in Berlin erstmals erschien, zeigt Jean Paul, dass er auch den Mädchen die Fähigkeit zur Freundesliebe zugesteht.<sup>3</sup> Der Held des Romans spaziert in einem Gewitterregen umher und grübelt über die Eigenschaften seiner geliebten Liane, von der er fürchtet, dass sie »die glühende Einzigen-Liebe« für ihn leider nicht fühlt:

»Du träumest« rief er, und eilte vor allen Dingen ins Ungewitter hinaus, das sich plötzlich wie ein Mantelfisch erstickend über den ganzen Himmel hergeworfen hatte. Er suchte sich unter den regnenden Blitzen zuerst die besten Beweise zusammen, daß Liane heilige Reize, göttlichen Sinn, alle Tugenden habe, besonders allgemeine Menschenliebe, Mutterliebe, Bruderliebe, **Freundesliebe** – nur aber nicht die glühende Einzigen-Liebe, wenigstens nicht gegen ihn.« (Jean Paul 1802, S. 42)

Möglicherweise kann man dem eingangs erwähnten Tscheck doch noch ein wenig gerecht werden, indem man zugesteht, dass sein verehrter Jean Paul, soweit heute bekannt, jedenfalls der erste war, der unser Wort drucken ließ.

<sup>3</sup> Dass Liebe und Freundschaft zusammengehören und dass Freundschaft vom Geschlecht der Beteiligten ganz unabhängig ist, scheint am Ende des 18. Jahrhunderts eine nicht zu bezweifelnde Anschauung gewesen zu sein. So kann etwa Kant in seiner *Metaphysik der Sitten* von 1797 schlicht, schön und unumwunden bestimmen: »§ 46. Freundschaft (in ihrer Vollkommenheit betrachtet) ist die Vereinigung zweier Personen durch gleiche wechselseitige Liebe und Achtung.« (Kant 1922, S. 329).

Würde die oben geäußerte Vermutung zutreffen, dass der Ausdruck »Freundesliebe« im Freimaurer-Milieu des 18. Jahrhunderts entstanden ist, dann sollte man erwarten können, dass Jean Paul ihn in seinem frühen Romanfragment *Die unsichtbare Loge* (1793 in Berlin gedruckt), das nicht nur im Titel auf die damals höchst modische Lust an maurerischen und anderen geheimen Gesellschaften anspielt, das neue Wort benutzt. Das ist aber nicht der Fall. Eduard Berend, der seinerzeit maßgebliche Jean-Paul-Forscher gibt dazu in seiner Einleitung zur historisch-kritischen Ausgabe der *Unsichtbaren Loge* Hinweise, die das Fehlen der Freundesliebe darin verständlicher machen. Er bemerkt, dass Jean Paul entgegen einer weitverbreiteten irrigen Ansicht kein Freimaurer war, und schreibt dann: »Allerdings hat Jean Paul dem Roman »diese kleine Maçonschürze« nur deshalb vorgebunden, weil es auf das damalige allgemeine Interesse für das geheime Ordenswesen spekulierte. Er wollte ursprünglich in der Vorrede diese »Titel-Sonderbarkeit« entschuldigen und doch gleichzeitig durch geheimnisvolle Anspielungen noch mehr anlocken, hat es aber unterlassen.« (Berend 1927, S. X)

### Lenau

Nikolaus Lenaus Gedicht »Die Rose der Erinnerung« ist im Gutenberg-Projekt<sup>4</sup> auf das Jahr 1833 datiert. In der ersten der acht Strophen werden Freundesliebe und Frauengüte erwähnt, die der Dichter fern der Heimat vermisst und an die er sich in der Fremde erinnert, wenn er eine inzwischen verwelkte Rose betrachtet, die er einst aus dem teuren Land mitnahm:

»Als treulos ich das teure Land verließ,  
Wo mir, wie nirgend sonst, die Freude blühte,  
Mich selbst verstoßend aus dem Paradies  
Voll **Freundesliebe**, holder Frauengüte;«

Was bedeutet hier das ungewöhnliche Wort »Frauengüte«? »Frauengunst« hätte man erwartet; damit aber der Reim auf »blühte« gelingt, erfand sich Lenau vermutlich die Frauengüte. Das Gedicht ist gewiss nicht »unsittlich« gemeint, jedenfalls steht der Gedanke: »In meiner Heimat, dem nunmehr leider verlorenen Paradies, habe ich viel mehr Sex mit Männern und Frauen gehabt als hier in der Fremde«, quasi unbewusst im Hintergrund. Vom Autor gemeint und von den zeitgenössischen Poesie-Konsumenten verstanden wurde hier wohl etwas wie: romantisch-schwärmerische und 100%-sexfreie Männerfreundschaft beziehungsweise Frauenliebe. Zum biografischen Hintergrund der Gedichtstrophe ist es vielleicht nützlich einen Abschnitt aus CAPRI 25 zu zitieren:

»Was Lenau betrifft, so gab es um die Frage nach seiner Männerliebe resp. »Homosexualität« am Ende des 19. Jahrhunderts in der frühen Schwulenbewegung eine Kontroverse zwischen den Autoren de Joux und Frey. »In Nikolaus Lenau finden wir einen ganz seltenen Typus von Seelen-Hermaphrodit [...] Im Alter von 42 Jahren entschloß er sich, um ein ungeliebtes, aber achtenswertes Mädchen aus guter Familie zu werben [...] Als sein Hochzeitstag herangekommen war, brach der Wahnsinn in ihm aus. Er teilte das Schicksal so vieler unglücklicher Uraniden – er starb wie Hölderlin im Irrenhause am 20. August 1850.« (de Joux 1893, S. 134 f.) Frey hält de Joux' Argumente nicht für

<sup>4</sup> <http://gutenberg.aol.de>

hinreichend, um Lenau zu den Urningen zu rechnen. Auch Frey sieht, dass »mannmännliche Liebesneigung« in Lenaus Leben eine Rolle spielte, glaubt aber, hier sei »an keinerlei sinnliche Liebe zu denken« und deshalb das Etikett »Nicht-Urning« angebracht. (Frey 1897, S. 273 ff.)

Der Wiener Schriftsteller und Sexualforscher Karl Maria Kertbeny, der mit Lenau befreundet war, hat die Menschheit in seinen Sexualitätsstudien in drei Kategorien eingeteilt: Homosexuale – Normalsexuale – Monosexuale. Letztere sind Individuen, »bei denen geheime Selbstbefleckung zum chronischen Bedürfnis geworden ist« (Kertbeny 1869, S. 56), und in einem Text, der erst achtzehn Jahre nach Kertbenys Tod veröffentlicht wurde, beschreibt er seinen Freund Lenau als Monosexuellen:

»Und der so unglückliche geniale Lenau, dieser geborene Onanist, wie kämpfte er gegen diesen Fehltrieb an, wie viel Liebchaften mit Damen knüpfte er an, die alle platonisch blieben, und als er sich endlich selber energisch zur Ehe zwingen wollte, wurde er, im Bewusstsein dieser Impotenz, verschärft durch materielle Sorgen um seine Zukunft, plötzlich wahnsinnig. Und welchen tierischen Sexualexzessen ergab er sich im Wahnsinn! Das große Publikum braucht davon nichts zu wissen – denn gesegnet sei sein Andenken – und etwa noch lebende Freunde haben Recht, wenn sie rundweg alles leugnen. Doch der Anthropologe hat sich nur um seine eigene Aufgabe zu kümmern und diskret seine Quellen zu verschweigen.« (Herzer 1998, S. 10)

### Stifter

Ebenfalls im Gutenberg-Projekt kann man Adalbert Stifters Erzählung

»Die Mappe meines Urgroßvaters« finden, die erstmals 1841/42 in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode* abgedruckt war. Im dritten Kapitel erzählt ein »Obrist« aus seinem ausschweifenden Leben unter den Soldaten:

»So wurde ich nach und nach sechs und zwanzig Jahre alt und bekannter unter den Vorstehern des Heeres. Da geschah es, daß ein Oheim starb, der letzte unserer Verwandten, und mir ein beträchtliches Vermögen hinterließ. Zu gleicher Zeit verliebte ich mich auch. Ach Gott, lieber Doctor, es sind jetzt viele, viele Jahre vergangen – und verzeiht mir die Worte, die ich sagen werde – ich war gerade so schwärmend wie ihr, ich war ausschweifend in Haß und **Freundesliebe**, ich war eben so strebend und vom Grunde aus gutherzig wie ihr. Seht nur, oft habe ich gemeint, ich müsse alle Sterne an mich herunter ziehen, und alle Welttheile auf dem Finger tragen. Daher that ich mein Herz weit auf, ließ das Gefühl eingehen, und hatte meine Ergötzung daran. Ehe ich aber zur Besinnung gelangte, war ich betrogen. Ein Freund und Vertrauter, den ich auf Freiwerbung sandte, führte sie selber zum Altare. Ich wollte ihm auf das Gut, wohin er sie geführt hatte, nachreisen, um ihn zu erstechen, aber ich that es dann nicht, und nahm mir vor, mich selber zu tödten.«<sup>5</sup>

<sup>5</sup> Statt dieses lange Zitat zu kommentieren, möchte ich nur auf die große Schönheit und Musikalität der Sprache Stifters hinweisen. (Am liebsten würde ich hier das ganze Kapitel zitieren.) – In den letzten Jahren vor seinem Tod (1868) schrieb Stifter an einer neuen Fragment gebliebenen Fassung der *Mappe meines Urgroßvaters*. Das Wort *Freundesliebe* kommt darin nicht mehr vor. (Vgl. Stifter 1997, S. 252 f.)

### Keller

Gottfried Kellers Erzählung »Das Fähnlein der sieben Aufrechten« erschien zuerst in *Bertold Auerbach's Volkskalender 1861*. Hier verwendet Keller einmal die »Freundesliebe« und bringt sie in einen aufschlussreichen Zusammenhang mit der »Freundschaft«:

»Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Züricher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Baseler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte! Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen. Denn was der Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die **Freundesliebe** vermögen und Beide werden zu Einer Tugend werden!« (Keller 1860, S. 55)

Demnach bilden die regionalen Bevölkerungsgruppen eine »Mannigfaltigkeit in der Einheit«, welche eine »Schule der Freundschaft« ist. In dieser Schule wird die »politische Zusammengehörigkeit«, was wohl eine Art von Gefühl ist, das alle braven Schweizer teilen, zur »persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes« umgewandelt, womit »das Höchste« gewonnen ist. Die politische Zusammengehörigkeit entspricht dem »Bürgersinn«, das Höchste, die persönliche Freundschaft eines ganzen Volkes ist aber offensichtlich von Keller der *Freundesliebe* zugeordnet. *Freundesliebe* erscheint hier gewissermaßen als der prakti-

sche Vollzug oder die Realisierung der Freundschaft.

### Am Anfang des 20. Jahrhunderts

In der Literatur des 20. Jahrhunderts konnten keine Beispiele für »Freundesliebe« in literarischen Text außerhalb der schwulenbewegten Erbauungsliteratur gefunden werden.<sup>6</sup> Zwar wurde nicht sonderlich systematisch gesucht, das war jedoch auch für den Zeitraum davor der Fall. Die bescheidene Karriere, die das Wort »Freundesliebe« seit dem Ende des 18. Jahrhunderts erlebte, kam hundert Jahre später zu einem vorläufigen Ende, indem es die schwulenemanzipatorischen Autoren mit einem neuen Bedeutungsinhalt versahen und in ihre neuen Diskurse einbauten.

Als Avantgardist bei der schwulen Okkupation der Freundesliebe betätigte sich, wie eingangs gezeigt, Ludwig Frey in seinem *Eros und die Kunst* von 1896/97. Drei Jahre später folgte Elisar von Kupffer mit einer Blütenlese einschlägiger Stellen unter dem Titel *Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur*. Kupffer tut in der Einleitung zu diesem Buch so, als wolle er die Bedeutung der beiden Wörter

»Freundesliebe« und »Lieblingminne« erklären. Tatsächlich sagt er nichts als dass er die erstere für eine mehr unbewusste Variante der letzteren hält und dass beide nichts mit der Venus Urania oder gar dem dritten Geschlecht zu tun haben: »Nun zur Bedeutung der Lieblingminne. Ich bemerke, dass dieses Wort eine Neubildung von mir ist; ich musste ein Wort finden, das – bis jetzt – noch nicht im Munde der Leute beschmutzt worden ist. Einen Doppeltitel wählte ich, um durch die „Freundesliebe“ anzudeuten, dass sich in dieser Sammlung manches findet, was weniger den bewussten Charakter der Minne trägt, manches, wo dieses Gefühl vielleicht unbewusst unter der Oberfläche pulsiert.« (Kupffer 1900, Reprint 1995, S. 8) Eine Begründung für diese sonderbare Unterscheidung gibt Kupffer ebenso wenig wie er die Herkunft des Wortes »Freundesliebe« benennt, es kommt auch in den Literaturziten, die den Hauptinhalt des Buches bilden, nirgendwo vor. Er scheint nach obiger Erklärung zu glauben, dass die Wörter Liebe und Minne unterschiedliche Bedeutungen haben; ein Gefühl oder ein Sprachkunstwerk, »was weniger den bewussten Charakter der Minne trägt«, will er wohl eher in die Schublade »Freundesliebe« stecken, alles was stärker nach widernatürlicher Unzucht riecht, wird unter »Lieblingminne« abgelegt. Erfreulicherweise hat Kupffer dieses Sortierverfahren nur in der Einleitung angekündigt, die Texte sind ungefähr chronologisch geordnet, ohne den spezifischen Gehalt an Minne oder Liebe in ihnen zu beachten.

Kupffers spätere Schriftstellerei meidet – in erstaunlicher Parallele zu Ludwig Frey – das Wort »Freundesliebe« vollständig. Im *Jahrbuch für sexuelle Zwischen-*

*stufen* des Jahrgangs 1908 findet man einen langen Aufsatz Kupffers »Giovan Antonio – il Sodoma, der Maler der Schönheit. Eine Seelen- und Kunststudie«, wo Kupffer einige Male seine Lieblingminne verwendet, die Freundesliebe aber scheint passé. Vielleicht als Versöhnungsgeste gegenüber Hirschfeld und dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee, das er im Jahre 1900 gar nicht genug schmähen konnte, bemüht er sich jetzt um eine neue Ausdrucksweise und versucht etwas gewunden, Hirschfeld im Nachhinein ein wenig recht zu geben: »Als der verdienstvolle Vorkämpfer und Arzt Dr. Magnus Hirschfeld (nach dem Vorgange vom Professor von Krafft-Ebing) dieser Forschung seine Tätigkeit zuwandte, da war die Anwendung des Wortes „homosexuell“ am Platze und aus dem Wesen des Kampfes gegen dogmatisch-asketische Anschauung und polizeiliche Eingriffe berechtigt, um so mehr als es sich zuerst wesentlich nur um medizinische und forensische Beurteilung von solchen handelte, die an „sich selbst“ oder ihrer Umwelt litten. Dagegen ist heute für das Publikum und gar bei Beurteilung von kulturhistorischen Größen dieses Wort überflüssig, ja irreleitend.« (Kupffer 1908, S. 96 f.) Für weniger irreleitend hält er seine neuen Vorschläge »homoi-erotisch«, »bi-erotisch«, »konträrheterosexuell« und dergleichen (Kupffer 1908, S. 94 f.)

Nach 1908 hat sich Kupffer von der schwulen Thematik völlig abgewendet und erfand zusammen mit seinem Freund Eduard von Meyer eine wunderliche Privatphilosophie, die er »Klarismus« nannte und die in den dreißiger Jahren auch die Bewunderung Hitlers einschloss. Vor allem aber widmete er sich der Malerei und wurde mit seinen

<sup>6</sup> Wiederum ein Zufallsfund im Internet-Gutenberg-Projekt: »Von der Ich-Spiegelung im ›Lauscher‹ angefangen bis zu der dreifachen Spaltung Hesse-Sinclair-Demian oder der gar vierfachen Hesse-Klingsor-Thu Fu-Litaipe, ist der Dichter an die ritterliche Kumpanei, den festlichen Enthusiasmus der Ideale, ist er an die männliche, heroische, erzieherische **Freundesliebe** so sehr gebunden, daß er dazu neigt, die hohen Seelenbünde bis zum ›Stummen‹ und zum ›Bruder Tod‹ zu fingieren, wenn sie das Leben ihm versagt«, schreibt Hugo Ball in seiner Hermann-Hesse-Biografie, die 1927, in Balls Sterbejahr, im S. Fischer-Verlag in Berlin erstmals erschien und seitdem zahlreiche Neuauflagen erfuhr.



großformatigen bunten Gruppenporträts nackter und bekleideter Jünglinge eine Art Grandma Moses der schwulen Malerei, der Begründer ihrer naiven Richtung.

Interessanter gestaltet sich der Abschied von der Freundesliebe bei Ludwig Frey, der im ersten Jahrgang des *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* die kurz zuvor gedruckt erschienenen Tagebücher des schwulen Dichters August von Platen untersucht. Frey entdeckt dabei, dass Platen sich immer wieder mit der Frage auseinandersetzt, ob es sich bei den Gefühlen, die er gegenüber diversen jungen Männern in seiner Umgebung empfindet, um Liebe oder um Freundschaft handelt. Etwas Drittes, zum Beispiel Freundesliebe, kannte Platen nicht.

Nachdem Frey die stets unerwiderte Liebe Platens zu einigen jungen Männern beschrieben und dabei bemerkt hat, Platen unterscheidet selbst zwischen Freundschaft und Liebe, erörtert er das terminologische Problem:

»Man ist in Verlegenheit, diese Verhältnisse mit einem zutreffenden Namen zu bezeichnen. Sie erscheinen auf der Stufenleiter der Neigungen nicht mehr als Freundschaften, weil der eine Teil bereits von Liebe entflammt ist; sie sind noch keine sog. Liebschaften, weil die andere Person kaum mehr Freundschaft empfindet. Leidenschaft würde das richtige Wort sein, wenn sich damit nicht der gewöhnliche Begriff der eines freiwilligen, auf das Unerlaubte gerichteten Hanges verbände; soll aber damit gesagt sein, dass ein Mensch der Tragik eines unent-rinnbaren Leides verfallen sei, und wird das Wort so in seinem ureigenen Sinne genommen, so ist diese Bezeichnung nicht nur

erschöpfend, sondern kann auf kein Verhältnis besser angewendet werden als auf das der unglücklichen homosexuellen Liebe im allgemeinen und insbesondere auf das des Grafen Platen.« (Frey 1899, S. 187)<sup>7</sup>

Nicht ganz nachvollziehbar erscheint, dass Frey auch hier statt seiner alten Freundesliebe mit etwas halsbrecherischer Begründung die »Leidenschaft« einsetzt. Wenn diese Leidenschaft bei beiden Beteiligten vorhanden ist, dann will Frey das »sog. Liebschaft« nennen. Die Freundesliebe scheint er ohne erkennbaren Grund aus seinem Wortschatz verbannt zu haben.

Man sollte meinen, dass die Freundesliebe dem Schriftsteller Benedikt Friedländer wie für ihn persönlich geschaffen erscheinen müsste. In mehreren Beiträgen zum *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* und in seinem Hauptwerk *Renaissance des Eros Uranios* (Schmargendorf-Berlin 1904) begründet er, warum Freundschaft, Liebe und Homosexualität dasselbe ist: »Freundschaft und gleichgeschlechtliche Liebe« sind für ihn nicht zu trennen; »vielmehr ist Freundschaft eben geradezu die Liebe zwischen Geschlechts-gleichen.« (Friedländer 1904, S. 105) Statt aber von Freundesliebe zu reden, erfindet Friedländer als neuen Namen die »physiologische Freundschaft«. Homosexualität, Uranismus, Päderastie und dergleichen sind gewissermaßen Spezialfälle der physiologischen Freundschaft, die ein normaler Grundtrieb aller Menschen und der gesellig lebenden Tiere, wie Ameisen und

<sup>7</sup> Der zweite Teil von Freys Platen-Studie erschien im Jahrgang 1904 des Hirschfeldsches Jahrbuchs. Für unsere terminologische Untersuchung bietet sie nichts Neues.

Bienen sein soll.<sup>8</sup> Die Aufhebung des Unterschieds von Freundschaft und Sex, die Friedländer als ideologische Grundlage für eine frohe Botschaft nach dem Strickmuster: »Alle Männer sind eigentlich schwul und wissen es nur deshalb nicht, weil sie sich leider von ihren Frauen und von den Priestern gängeln lassen« gebrauchen wollte, führte zum Schisma im Wissenschaftlich-humanitären Komitee. Friedländer gründete 1906 mit seinen physiologischen Freunden eine Sezession, die sich Bund für männliche Kultur nannte und zur Freundesliebe genau so schwieg wie Hirschfeld und sein Rest-WhK. Lediglich bei Adolf Brand finden wir sie noch einmal im Titel einer von ihm verfassten Broschüre *Die Wiedergeburt der Freundesliebe. Programm und Satzung der Gemeinschaft der Eigenen* (Brand 1914).

Bald nach dem Ersten Weltkrieg scheint es vor allem der eingangs erwähnte Tschack gewesen zu sein, der mit zahlreichen

<sup>8</sup> Übrigens scheint Friedländer der Erfinder eines anderen Ausdrucks zu sein, der heute besonders unter Literaturwissenschaftlern beliebt ist: **Homoerotik** habe ich zuerst an zwei Stellen in Friedländers Buch von 1904 gefunden. Er gebraucht die Homoerotik aber noch nicht, um vornehm um den Sex herumreden zu können (dafür hat er ja seine physiologische Freundschaft), vielmehr scheint es ihm um soziale Bindung zwischen Individuen einer Tierart zu gehen, z.B.: »Ferner aber ist es eine der allgemeinsten Erfahrungen in der ganzen Biologie, dass in der Erotik aller Lebewesen und in der **Homoerotik** der sozialen Tiere, wie auch in der Erotik zwischen verschiedenen Arten, der sogenannten Sympylie, z. B. zwischen gewissen Käfern und Ameisen, die Chemotaxis eine Hauptsache ist.« (Friedländer 1904, Aphorismen und Zusätze, S. 49, Herv.v.MH) – Im Sinne einer milde euphemistischen Alternative zur Homosexualität wurde die Homoerotik erstmals zehn Jahre später von Ferdinand Karsch-Haack gebraucht (vgl. Karsch-Haack 1914).

Artikeln in schwulenbewegten Zeitschriften dem Ausdruck »Freundesliebe« zu einer Wiedergeburt verhelfen wollte. Das gelang jedoch nur in bescheidenem Maß, obwohl die Freundesliebe zwei emanzipationsstrategische Vorteile zu bieten schien: Zum einen konnte man hoffen, von dem als peinlich empfundenen Thema Sex abzulenken, das in dem Wort »Homosexualität« so penetrant in den Vordergrund drängte; so erklärt Dietrich 1931 seine Ablehnung der »Homosexualität« mit seinem widerstrebenden feinen Empfinden: »Die Herleitung, ja Identifizierung mit rein somatischen Dingen widerstrebt einem feinen Empfinden.« (Dietrich, S. 8) Außerdem war es jetzt möglich, die Ahnengalerie schwuler Berühmtheiten enorm zu erweitern. Tscheck tat sich bei diesem Geschäft besonders hervor, alle möglichen großen Männer der deutschen Vergangenheit, in deren Vita Spuren von Männerfreundschaften zu finden waren – und bei wem war das nicht der Fall? – in die freundesliebende Gemeinschaft der Eigenen einzugemeinden.

### Hellbach und Rasch

Im Jahre 1930, als Tscheck sich schon lange von dem Thema Freundesliebe abgewendet hatte, erwuchs ihm in dem Leipziger Doktoranden Hans Dietrich, der eigentlich Hans Dietrich Hellbach hieß, ein unerwarteter Nachfolger. Für seine Dissertation, die im Mai 1930 von der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig angenommen wurde, hatte er den Titel gewählt: *Die Freundesliebe in der deutschen Literatur*. Weil »der Geschlechtsakt kein primäres Kriterium« sei, lehnt er die Homosexualität ab, und weil zwischen Freundschaft und

Freundesliebe »eine letzte immanente Artverschiedenheit nicht zu leugnen« sei, mag er seinen Gegenstand auch nicht als Freundschaft bezeichnen, sondern hält die Freundesliebe für die einzig wahre Bezeichnung (Dietrich, S. 11). Tatsächlich hatte Dietrich die Aufgabe zu lösen, der reaktionären und schwulenfeindlichen Philosophischen Fakultät gegenüber eine Form zu finden, die es den Professoren ermöglichte, eine »motivgeschichtliche« Arbeit über schwulen Sex als Thema der deutschen Dichtung zu akzeptieren. Da ihm dies, wohl erstmals in der Geschichte der Germanistik, geglückt ist, rechtfertigt dies auch die terminologischen Verrenkungen, zu denen er gezwungen war.

Aus der Tatsache, dass Hellbach bald nach seiner Promotion Selbstmord verübte<sup>9</sup>, kann man bezüglich unseres Themas gewiss keine Schlüsse ableiten, zumal nähere Umstände und Einzelheiten nicht bekannt sind. Wie groß jedoch das Wagnis war, das Hellbach mit seiner Dissertation eingegangen ist, die aus heutiger Sicht in den ästhetischen Urteilen eher harmlos und in der gedanklichen Konstruktion dürftig erscheint, verdeutlicht der Vergleich mit der drei Jahre vorher erschienenen Breslauer Dissertation von Wolf Dietrich Rasch. Obwohl

<sup>9</sup> Persönliche Mitteilung von Dr. Rudolf Klimmer (?), den mit dem Studenten Hans Dietrich Hellbach eine Freundschaft verband. Klimmer wurde im gleichen Jahr wie Hellbach an der Leipziger Universität promoviert. – Marita Keilson-Lauritz berichtet in ihrem Vorwort zum Reprint von Hellbachs Dissertation (Berlin 1996), dass sie ermittelt hat, Hellbach habe 1940 in Krefeld gelebt und im gleichen Jahr in Berlin-Zehlendorf geheiratet. Falls dies zutrifft, dann hätte Hellbach frühestens zehn Jahre nach der Promotion Selbstmord verüben können.

Raschs Arbeit über *Die Freundschaft bei Jean Paul* ein eigenes Kapitel »Das Lieben in der Freundschaft« enthält, (Rasch 1929, S. 73 ff.) vermeidet sie radikal alles, was auch nur von Ferne an Homosexualität erinnern könnte. Im Mai 1933 habilitierte er sich in Halle mit einem ähnlichen Thema<sup>10</sup> unter Beachtung der gleichen Tabuzwänge. 1941 gaben ihm die Nazis das Professorenamt für Neuere deutsche Literaturgeschichte in Tübingen. Nach dem Krieg ging es weiter aufwärts, Rasch wurde Ordinarius in Münster.

Die Behauptung, Jean Paul sei der »Schöpfer des Wortes ›Freundesliebe‹« übernahm Hellbach stillschweigend von Tscheck (Dietrich, S. 34). In seiner Einschätzung der Bedeutung Jean Pauls für die Freundesliebe à la Hellbach folgt er Tscheck nicht, sondern teilt Raschs Ansicht. Jean Paul ist für Hellbachs schwule Dichter-Genecalogie ungeeignet: »Die Liebe zum Freund gilt in Wahrheit einem geschlechtslosen Menschen, der das Sinnbild Gottes ist; die ganze Leidenschaftlichkeit, die diese Werke [Jean Pauls Romane] erfüllt, bezieht sich nicht auf Menschen des eigenen Geschlechts sondern auf – Ideen. So ist uns Jean Paul auch Gipfel des mystischen Pietismus« (Dietrich, S. 35). Dietrich beruft sich mit dieser Einschätzung ausdrücklich auf Rasch, dessen Dissertation er »verdienstvoll« (Dietrich, S. 35) nennt.

Für Dietrich sind die Heiligen drei Könige der schwulen deutschen Dichtung August von Platen, Albert H. Rausch und Stefan George, wobei letzterer noch heiliger ist als die beiden ande-

<sup>10</sup> Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts. (Halle 1936.)

ren, da er mit seinen Versen und vor allem mit denen auf den hübschen und leider früh verstorbenen Bayern Maximilian Kronberger nichts Geringeres als »Erlösung und Vergottung entgotteter Zeit« bietet (Dietrich, S. 164). Diese Konstruktion eines unheimlich starken Dichtertrios kann verständlicherweise keine anderen neben sich dulden, zum Beispiel Jean Paul, weshalb solche wie er am »Sieg des Eros« (Dietrichs Sinnbild für Schwulenemanzipation) keinen Teil haben können.

Dietrichs Dissertation kann man indes in zweierlei Hinsicht gar nicht genug loben, und wenn es nach mir ginge, würde ich ihn gern ein wenig vergotten in entgotteter Zeit:

Im Jahre 1930, als Dietrich der Philosophischen Fakultät der Leipziger Universität seine Kröte der Freundesliebe zu schlucken gab und sie diese wohl oder übel tatsächlich schluckte, hatten die deutschen Universitäten bereits tüchtige Beiträge zur Nazifizierung der deutschen Gesellschaft geleistet, und die Philosophischen Fakultäten in ihrem Durchschnitt gehörten bei dieser friedlichen Revolution zur Avantgarde. Dem Leipziger Lehrkörper eine germanistische Doktorarbeit über schwule Lyrik /schwule Prosa in diesen finsternen Zeiten untergejubelt zu haben, gehört zu den unsterblichen Verdiensten des tapferen und offensichtlich völlig isolierten Studenten Hans Dietrich Hellbach.

Wenn man seine Arbeit liest, dann fällt – jedenfalls dem Verfasser des Vorliegenden – überaus angenehm auf, dass Dietrich sich noch einem anderen Anpassungsgebot erfolgreich widersetzt, das für alle halbwegs gebildeten Schwulen galt: er verweigerte sich dem damals üppig wuchernden Kult um Friedrich Nietzsche. Es hätte ja nahe-

gelegen, Nietzsches Sprüche über Freundschaft, Eros usw. durchzugehen, die in schwulen Blättern und Traktaten jener Zeit unablässig zitiert, gedeutet und beschworen wurden. Bei Hellbach kommt der große Einsame aus Sils Maria nicht einmal vor. Dass er beim Lob auf das expressionistische Dramolett *Flammen, Patroklos!* doch für einen Augenblick schwach wird und in den nietzschophilen Jargon verfällt, erscheint verzeihlich: »Dieser Monolog Achills an der Leiche seines Freundes ist von dem heißen Lebensatem eines ungebrochenen, dionysischen Heidentums durchglüht, ja seine an Wahnsinn grenzende Liebe ist wild und grausam bis zur Bestialität.« (Dietrich, S. 128)

### Noch eine Wiedergeburt der Freundesliebe

Im Frankfurter Foerster-Verlag erschien 1980, von Erich Lifka verfasst und von Joachim S. Hohmann herausgegeben, *Freundesliebe, aus dem Leben eines Homophilen*. Dies Buch mit seiner sonderbaren Mischung aus fiction & non-fiction interessiert hier nur wegen seiner damals völlig ungewöhnliche Titelwahl. Es ist noch heute im Buchhandel zu kaufen und war, wie wir rückblickend sagen können, die Vorwegnahme einer kleinen Renaissance der Freundesliebe in den Buchtiteln der neunziger Jahre. Drei Beispiele seien genannt:

- Kupffers *Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur* erschien 1995 mit einem Kommentar von Marita Keilson-Lauritz im Verlag rosa Winkel.

- Im gleichen Verlag erschien ein Jahr später mit einem Vorwort von Marita Keilson-

Lauritz Dietrichs *Die Freundesliebe in der deutschen Literatur* als Reprint.

- 1998 gab der Hamburger Männerschwarm-Verlag Bernd-Ulrich Hergemöllers *Mann für Mann. Biographisches Lexikon zur Geschichte von Freundesliebe und mann-männlicher Sexualität im deutschen Sprachraum*<sup>11</sup> heraus.

Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine zufällige Häufung. Vielleicht aber drückt sich in Wiederbelebungsversuchen eines längst vergessenen Wortes wie »Freundesliebe« auch ein Unbehagen an der noch immer zunehmenden Verbreitung des Wortes »schwul« aus.<sup>12</sup> Dieses Unbehagen wird aber nach meinem Eindruck recht gut bedient durch die zunehmende Beliebtheit der Friedländerschen »Homoerotik«. Wem das Wort »schwul« zu wenig respektabel und glänzend erscheint, nennt die Angelegenheit gern »homoerotisch«. In manchen Schwulenblättern der zwanziger Jahre war es üblich, die Schwulen als »Homoeroten« zu bezeichnen. Ein Empfinden für die Lächerlichkeit von Homoeroten scheint heute allgemein gefestigt zu sein; bei »Homoerotik« lacht aber keiner; und bei »schwul« rümpfen noch immer viele Gebildete ihre Nase, glücklicherweise heute immer öfter hinter vorgehaltener Hand.

<sup>11</sup> Zu Hergemöllers Lexikon siehe die Bemerkungen in dem Gottfried-Keller-Aufsatz weiter vorn in diesem Heft.

<sup>12</sup> Es gibt jedoch für das Adjektiv »schwul« auf der Ebene der Abstrakta keine Entsprechung zu »Freundesliebe« – ,vielleicht »Schwulität«? Das hat aber eine etwas andere Bedeutung.



- Deile, G.** (1908): Goethe als Freimaurer. Berlin.
- Dietrich, H.** (1931): Die Freundesliebe in der deutschen Literatur. Leipzig.
- Frey, L.** [1897]: Der Eros und die Kunst. Ethische Studien. Leipzig.
- Frey, L.** (1899): Aus dem Seelenleben des Grafen Platen. in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jahrgang 1, S. 159 ff.
- Friedländer, B.** (1904): Renaissance des Eros Uranios. Die physiologische Freundschaft, ein normaler Grundtrieb des Menschen und eine Frage der männlichen Geselligkeit. Schmargendorf-Berlin.
- Goethe, J.W.** (1891): Werke, Abteilung 1. Band 4. Weimar.
- Goethe, J.W.** (1892): Werke, Abteilung 1. Band 35. Weimar.
- Goethe, J.W.** (1910): [Abteilung 1], Band 5.2. Weimar.
- Goethe-Wörterbuch** (1994). 3. Band, 7. Lieferung. Stuttgart u.a.
- Herzer, M.** (1996): Etwas über Ewald Tschek (St. Ch. Waldecke). in: Forum Homosexualität und Literatur, Nr. 26, S. 83 ff.
- Herzer, M.** (1998): »Wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert«? Griechische Liebhabereien und antigriechischer Geschmack in Alt-Wien, in: CAPRI 25, S. 2 ff.
- Jean Paul** (1795): Hesperus, oder 45 Hundposttage, eine Biographie. Berlin.
- Jean Paul** (1802): Titan. Dritter Band. Berlin.
- Kant, I.** (1922. zuerst 1797): Metaphysik der Sitten. Hrsg. von K. Vorländer. 4. Auflage. Leipzig.
- Karsch-Haack, F.** (1914): Die Homosexualität bei Paul Heyse, in: Geschlecht und Gesellschaft, Jahrgang 9, S. 160 ff.
- Keller, G.** (1860): Das Fähnlein der sieben Aufrechten, in: Berthold Auerbach's Volkskalender 1861, S. 17 ff.
- Kupffer, E. von** (1900, Reprint 1995): Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur. Eine Sammlung mit einer ethisch-politischen Einleitung. Berlin.
- Kupffer, E. von** (1908): Giovan Antonio – il Sodoma, der Maler der Schönheit. Eine Seelen- und Kunststudie. in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jahrgang 9, S. 71 ff.
- Putsche, C.E.** (1880): Eine Inschrift Goethes aus dem Forstreviere Waldeck bei Bürgel, in: Weimarerische Zeitung, 20. Juli, [S. 1].
- Rasch, W.** (1929): Die Freundschaft bei Jean Paul. Breslau.
- Simon, H.U.** (1981): Mörke-Chronik. Stuttgart.
- Steiger, R.** (1982): Goethes Leben von Tag zu Tag. Eine dokumentarische Chronik. Band 1. 1749-1775. Zürich und München.
- Stifter, A.** (1997): Die Mappe meines Urgroßvaters. Letzte Fassung. Roman. Zürich.

heilung überplarker erkeattel Meielbst Nachds etus der gabe" el mit ntlichshören Iso be-3blätter-

ste Exchreib-ins. Es hat das der in l' Titel i prä-e sich auch den n mit dieses Karl r:trachls denn pola-da-

Das Getty Research Institute hat den Nachlaß des Malers und Buchkünstlers Melchior Lechter (1865 bis 1937), dessen Berliner Wohnung im 5. Stock des 2. Hinterhauses der Kleiststraße 3 viele Jahre lang ein bevorzugter Treffpunkt der Freunde Stefan Georges war, im Jahre 1997 erwerben können. Marguerite Hoffmann hatte nach Lechters Tod dessen Nachlaß in ihre Villa auf Capri – in dessen späteren Jahren ein Lebensschwerpunkt des Künstlers – verbracht. Dort arbeitete sie seit 1940 auf der Grundlage der Lechterschen Papiere am Manuskript ihrer „Erinnerungen an Melchior Lechter“. Die 1966 unter dem Titel „Mein Weg mit Melchior Lechter. Ein Künstler der Jahrhundertwende. Der Freund Stefan Georges“ in der Castrum Peregrini Presse in Amsterdam erschienene Fassung des Erinnerungsbuches war auf rund ein Viertel des ursprünglichen Textumfangs gekürzt worden; das über 800 Seiten umfassende Originaltyposkript füllt nun, in mehreren Fassungen, die Kästen 2 und 3 der *Lechter papers*. Marguerite Hoffmann starb im Jahre 1966, und damit drohte dem Lechterschen Nachlaß der Untergang. Ende der siebziger Jahre fand die Villa auf Capri mitsamt ihrem Inventar einen neuen Besitzer, und dieser nun entdeckte das Archiv verwahrt im Heizungskeller des Hauses. Er erkannte glücklicherweise dessen Bedeutung: Lechters Archiv und Bibliothek, die der neue Besitzer nur geschlossen zu verkaufen wünschte, befanden sich in gutem Zustand, als sie dem Getty angeboten wurden.

Dort erkannte man

te. Da eine chiv wie er Am En an Lech lie ein f der Zu fen an L hen un konnte. teratur; Empfär sung, a stimmte schriebe dank fü ten was würden nicht ü richt u Es auf N 1904

← Von der Kleiststraße in Berlin W in den Heizungskeller auf CAPRI und ins GETTY nach Los Angeles (verwahrt)



Florian Mildenerger

**Der schwule Führer und seine Gefolgschaft****Michael Kühnen und die Homosexualität in der Neonazi-Szene (1986 - 1991)**

Die Verknüpfung von Homosexualität und Nationalsozialismus, bzw. Faschismus, war ein beliebtes Spiel – nicht nur<sup>1</sup> – der Linken<sup>2</sup>. So kolportierte Willi Münzenberg 1934 in Paris mit seinem Braunschweig das Gerücht, der Brandstifter des Reichstages Marinus van der Lubbe sei ein Gespieler des homosexuellen SA-Stabschefs Röhm gewesen<sup>3</sup>. Die Umwidmung der nationalsozialistischen Machtergreifung zur Usurpation einer homosexuellen Clique betraf damit auch Hitler selbst. Gerüchte über die sexuellen Präferenzen des »Führers« garantieren auch heute noch hohe Druckauflagen<sup>4</sup>. Diese »soziale Konstruktion« eines durch sexuelle Veranlagung bedingten Typus von männlichen Natio-

<sup>1</sup> Wie sehr auch die politische Rechte sich an diesen Vergleichsspielen beteiligte, zeigte M. Herzer: Die Schwarze Maria und der Männerbund. In: Capri 1987, Nr.2, S. 2 ff.

<sup>2</sup> Siehe hierzu u.a. A. Zinn: »Die Bewegung der Homosexuellen«. Die soziale Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten im antifaschistischen Exil. In: D. Grumbach (Hg.): Die Linke und das Laster. Hamburg 1995, S. 38 ff.

<sup>3</sup> Ebenda S. 44 f.

<sup>4</sup> Siehe hierzu die neueste Errungenschaft der psychologischen Hitlerdeutung, M. Koch-Hillebrecht: Homo Hitler. Psychogramm des deutschen Diktators, München 1999. Aus Hitlers durchaus vorhandener Ablehnung von Frauen (wie im völkischen Denken üblich) leitet der Autor zusammen mit einigen vagen Äußerungen in Hitlers Umgebung oder von diesem selbst ab, dass der »deutsche Diktator« unzweifelhaft ein verklemmt lebender Homosexueller gewesen sei. Aus der Ablehnung der eigenen Sexualität entspringe auch Hitlers Drang zur Vernichtung etc...

nalsozialisten verlor noch 1934 aufgrund der Ausschaltung Röhrs an Gewicht. Mit der Einordnung der »Homosexuellenfrage« in ein rassepolitisches Konzept<sup>5</sup> mutierten die bereits durch Zerstörung ihres Lebensumfeldes und Gesetzesverschärfungen in ihrem Leben eingeschränkten Homosexuellen endgültig zu einer der Zielgruppen des nationalsozialistischen Terrorapparates<sup>6</sup>. Zu dieser Zeit verstummten die meisten Anhänger der Theorie, der deutsche Faschismus sei nur die usurpatorische Herrschaft einiger Homosexueller, auch wenn Homosexualität als Stilmittel der Kriegspropaganda gegen den Nationalsozialismus noch seine Verwendung finden sollte<sup>7</sup>. Doch das Stereotyp verblasste, das Bild des »schwulen Nazi«, bzw. die automatische Verknüpfung von Homosexualität und Faschismus geriet in Vergessenheit, bis das spektakuläre Coming-Out bzw. Outing des führenden deutschen Neonazis der 80er Jahre, Michael Kühnen, dieses wieder nach oben spülte<sup>8</sup>.

<sup>5</sup> Als Ausgangspunkte sehe ich hier die Einrichtung der Reichszentrale zur Bekämpfung von Homosexualität und Abtreibung 1936 oder/und die Dissertation von R. Klare: Homosexualität und Strafrecht, Hamburg 1937.

<sup>6</sup> Siehe B. Jellonek: Homosexuellenforschung im Dritten Reich. In: R. Lautmann (Hg.): Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte, Frankfurt 1993, S. 221 ff.

<sup>7</sup> Siehe z.B. eine entsprechende Postkarte In: 100 Jahre Schwulenbewegung (Ausstellungskatalog), Berlin 1997, S. 187.

<sup>8</sup> Archiv der Freunde eines schwulen Museums, Nachlass Klaus Härlin;

Begünstigt wurden derartige Vermutungen durch das penetrante Schweigen der Schwulenbewegung und der rosa Presse, die in trauter Zweisamkeit sowohl Auftreten als auch Outing des Neonaziführers geflissentlich verschwiegen und die »Causa Kühnen« größtenteils der heterosexuellen Presselandschaft überließen.

Michael Aloysius Alfons Kühnen<sup>9</sup>, Protagonist dieses Aufsatzes und umstrittenster Neonazi der Bundesrepublik, wurde am 21. Juni 1955 in Beuel bei Bonn geboren. Nach Abitur an einem katholischen Gymnasium verpflichtete sich Kühnen 1974 als Offizier bei der Bundeswehr, stieg zum Leutnant auf, wurde aber wegen neonazistischer Be-

paper Detlef Grumbach. Hierbei handelt es sich offenbar um ein Vortragskonzept. – Zuvor hatte es 1970 einen ähnlich gelagerten Fall gegeben, als der NPD-Bezirksvorsitzende Jürgen Neumann sich als »Homophiler« outete. Da er jedoch sogleich aus der NPD entfernt wurde und sein Heil in der Gründung einer national orientierten Homosexuellengruppe sah, fiel er durch das Raster des »schwulen Nazi«. Zudem verschwand er bald in der Versenkung, nachdem sein »Deutsche Homophile Organisation« (DHO) genannter Interessensverband keinen Einfluss gewinnen konnte. Zuletzt tat sich Neumann getreu seiner Ideologie als Redakteur in verschiedenen Schwulenzeitschriften hervor, die er auf konservativ-rechten Kurs zu zwingen versuchte. Siehe: E. Stedefeldt: Schwule Macht oder die Emanzipation von der Emanzipation, Berlin 1998; S. 147 f.

<sup>9</sup> Daten zur Person Kühnens sind entnommen aus: J. Mecklenburg (Hg.): Handbuch deutscher Rechtsextremismus, Berlin 1996; S. 484 f. – Antifaschistisches Pressearchiv und Bildungszentrum: Ordner GdNFS. Akten zum Prozess gegen Michael Kühnen 1984.

tätigung bereits Ende August 1977 aus der Armee unehrenhaft entlassen. Er hatte durch die Gründung des »SA-Sturms 8. Mai«, in der Öffentlichkeit Freizeitverein Hansa genannt, an Versuche Hamburger Neonazis zur Umgehung des Verbots der NSDAP angeknüpft und tat sich als Mitbegründer der Aktionsfront Nationaler Sozialisten/Nationale Aktivisten (ANS/NA) hervor. Wegen Volksverhetzung und neonazistischer Propaganda mehrfach verurteilt, konnte er seine Aktivitäten erst Anfang der 80er Jahre wieder entfalten. In dieser Zeit scharte er eine Anzahl treuer Anhänger um sich, zu denen Christian Worch, Arnulf Priem, Jürgen Mosler<sup>10</sup> oder Michael Swierczek zählten. Ferner geriet die ANS/NA erstmals in die Schlagzeilen. Nach einer internen Warnung vor Homosexuellen im allgemeinen und dem schwulen Mitglied Johannes Bügner im besonderen, ermordeten vier Neonazis Bügner am 28.5.1981. Unklar blieb, ob der untergeordnete Parteiführer Michael Frühauf – von *Konkret* als verkleumt und tierlieb, mit enger Mutterbindung bezeichnet<sup>11</sup> – oder gar Kühnen selbst den Auftrag zum Fememord erteilt hatte<sup>12</sup>. Trotz des

<sup>10</sup> Jürgen Mosler (geboren 1955) beteiligte sich erstmals 1968 auf der Realschule an rechtsradikalen Ausschreitungen. Ein Jahr später setzte er seine Aktivitäten bei den Pfadfindern fort. 1971 trat er der NPD/JN bei und nahm Kontakt zu M. Roeder auf. 1979 Wechsel zur Wiking-Jugend, 1983 Treffen mit Michael Kühnen nach dessen Haftentlassung. Mosler nahm eine wichtige Rolle in der Organisationsleitung wahr und avancierte bis 1986 zum Stellvertreter des Organisationsleiters Brehl.

<sup>11</sup> *Konkret* extra; Fememord. Bericht aus der rechtsextremen Szene. Sonderheft 1981, S. 2.

<sup>12</sup> Archiv der Freunde eines schwulen Museums. Nachlass Klaus Härlin. Paper Detlef Grumbach.

kurzzeitig angewachsenen öffentlichen Interesses war die ANS/NA nur eine von vielen programm- und perspektivlosen nazistischen Zirkeln, Kühnen selbst nur ein ehemaliger Offizier ohne Zukunft. Sein Versuch durch Agitation in Skinheadkreisen eine Massenbewegung zu initiieren, scheiterte trotz anfänglicher Erfolge nach wenigen Jahren<sup>13</sup>. Die ANS/NA blieb von Kühnens Zielvorgabe »10000 Mann« weit entfernt<sup>14</sup>. Zum bestimmenden Anführer der Naziszene sollte er erst durch sein in der Haft entstandenes Buch *Die zweite Revolution – Glaube und Kampf*, das 1984 erstmals in rechtsradikalen Kreisen kursierte, aber bereits Ende der 70er Jahre entstanden war<sup>15</sup>. Darin bemühte er sich erstmals, Adolf Hitlers *Mein Kampf* an die Gegebenheiten der Bundesrepublik anzupassen<sup>16</sup>. Zudem forderte er die Unterordnung aller Neonazis unter sein Kommando<sup>17</sup>. In einem Punkt setzte er sich von den anderen Gruppen ab: Er erhob den verfeimten Stabschef der SA, Ernst Röhm, zu seinem persönlichen Vorbild und zum Idol der neuen nationalsozialistischen Bewegung<sup>18</sup>. Ferner fällt auf, dass Kühnen großen Wert auf die Feststellung legte, dass »seine« Bewegung nicht nur die Macht ergreifen wolle, sondern die gesamte bürgerliche Moral abzuschaffen gedenke. So führte er bereits 1983 aus:

<sup>13</sup> K. Farin/E. Seidel-Pielen: *Skinheads*, München 1993; S. 102 ff. – Verantwortlich für die letztlich gescheiterte Agitation in den Fußballstadien zeichnete Jürgen Mosler.

<sup>14</sup> Ebenda; S. 102/103.

<sup>15</sup> Antifaschistisches Pressearchiv und Bildungszentrum: Ordner GdNFS. Vollständiges Manuskript.

<sup>16</sup> Ebenda; S. 139.

<sup>17</sup> Ebenda; S. 71.

<sup>18</sup> Ebenda; Vorwort.

»Diese Revolution wird eine Umwertung aller Werte mit sich bringen, das Zeitalter des europäischen Nihilismus beenden, an alle großen Traditionen der europäischen Kultur anknüpfen und eine neue Hochkultur, eine neue sinnvolle Lebensordnung schaffen.«<sup>19</sup>

Die Orientierung an Röhm und die Verbindung seiner Person mit dem Ziel, die bürgerliche Gesellschaft zu stürzen, lässt sich durchaus mit der historischen Figur des SA-Stabschefs verbinden. Röhm sah sich selbst als moralischer Vertreter der vom feigen und am Krieg verdienenden Bürgertum im Stich gelassenen Frontsoldaten des ersten Weltkrieges<sup>20</sup> und hielt sich nicht mit spöttischen Bemerkungen über die moralisierende Kritik innerparteilicher Gegner an seinem Lebensstil zurück. Allerdings sah Kühnen in Ernst Röhm trotz allem den treuen Palatin des Führers, der von diesem nur auf dem Altar der Reaktion geopfert worden sei, wodurch die nationalsozialistische Revolution von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen sei. Dabei übersah Kühnen geflissentlich die Bemühungen Röhm's, Hitler auszuschalten und sich selbst als Führer der nationalsozialistischen Bewegung zu etablieren<sup>21</sup>.

<sup>19</sup> M. Kühnen: Die Petition der Hundert. Initiative gegen das NS-Verbot, 1983 o.O. S. 5.

<sup>20</sup> Siehe E. Röhm: Die Geschichte eines Hochverrätters. München 1928, S. 12 ff.

<sup>21</sup> H. G. Richardi: Hitler und seine Hintermänner. Neue Fakten zur Frühgeschichte der NSDAP, München 1991, S. 384. – Auch die Bemühungen Röhm's, über den Agenten Bell 1931 internationale Unterstützung zur Ausschaltung Hitlers zu finden, bleiben in Kühnens Ausführungen unerwähnt um das Bild des »treuen Palatin« Röhm nicht zu beschädigen.



Möglicherweise interpretierte sich Kühnen selbst als »Wiedergeburt« des SA-Führers, da er wie dieser aus einem bürgerlichen Elternhaus stammte, seine Heimat bei der Armee sah und diese in Schande verlassen musste, weil das demokratische Staatswesen seine »vaterländischen Absichten« nicht zu würdigen wusste. Mangels der Existenz eines »neuen Hitlers« in der Bundesrepublik der 70er Jahre etablierte sich Kühnen selbst als politischer und militärischer Führer der Neonazis. So konnte sich nie ein charismatischer Gegenspieler zu Kühnen innerhalb der ANS/NA eine tragfähige Hausmacht verschaffen. Auch dadurch, dass er mit der Aufnahme eines schwulen Gleichgesinnten seine eigene Position gefährdete, ahmte er Röhm nach.

Innerhalb weniger Jahre gelang es der von Kühnen geführten und mit einem theoretischen Fundament versehenen ANS/NA die Kontrolle über die bundesdeutschen Neonazigruppen zu übernehmen. Das Verbot der ANS/NA 1984 erwies sich als wirkungslos, da die Mitglieder zum einen die Freiheitliche Deutsche Arbeiterpartei (FAP) unterwanderten und nach einem Jahr übernahmen, andererseits aber die begonnene Arbeit in der Gesinnungsgemeinschaft der Neuen Front (GdNF) fortsetzten. Ferner weitete Kühnen durch die Betreuung inhaftierter Neonazis über die von ihm initiierte Hilfeorganisation für nationale politische Gefangene und deren Angehörige (HNG) seine subversive Tätigkeit noch aus. Schlüsselpositionen wurden nur mit »alten Kämpfern« oder persönlichen Freunden besetzt, so übernahm den internationalen Arm der GdNF Michel Caignet

aus Frankreich. Die Berufung dieses Mannes sollte sich als Kühnens größter Fehlgriff herausstellen, da er seinen innerparteilichen Gegnern eine willkommene Angriffsfläche bot. Caignet machte aus seiner Homosexualität im Gegensatz zu Kühnen keinen Hehl, im Frühjahr 1986 begann er sogar mit der Verbreitung eines Pamphlets und der Versendung von Schwulenzeitschriften an seine Kameraden in Frankreich und Deutschland. Zu dieser Zeit saß Kühnen wieder im Gefängnis, da er im Zusammenhang mit nationalsozialistischer Wiederbetätigung erneut verurteilt worden war. Diese Situation nutzte eine innerparteiliche Opposition um Jürgen Mosler und Michael Swierczek im Rahmen eines so genannten »Gautreffens« der FAP in Nordrhein-Westfalen am 19.7.1986 aus. Mit der Mehrheit der anwesenden Mitglieder stießen sie nicht nur Caignet aus der GdNF aus, sondern verbreiteten ihre Ansicht, dass Homosexualität und Mitgliedschaft in der nationalsozialistischen Bewegung unvereinbar sei in Nr.6 der Zeitschrift *Neue Front*. Hierbei kaprizierten sie sich vornehmlich auf die Homosexualität Michael Kühnens, den sie u.a. als »falschen Propheten« abqualifizierten. Daraufhin erklärte Kühnen zunächst seinen Austritt, den er wenig später jedoch zurücknahm, nachdem er festgestellt hatte, dass ein großer Teil der Mitglieder von HNG, GdNF und FAP weiter zu ihm standen. Nun entwickelte sich bis 1989 ein u.a. mit Gewalt ausgetragener Konflikt zwischen Kühnen und seinen Hauptgegnern Mosler/Swierczek, wobei die Homosexualität Kühnens die Hauptrolle spielte. Allerdings ist nicht davon auszugehen, dass die sexuelle Veranlagung allein

den Sturz des inhaftierten Anführers herbeigeführt hatte, da sich Mosler programmatisch in der Folgezeit in keiner Weise von Kühnen unterscheiden sollte. Möglicherweise hatte er schon länger einen Sturz des in seinen Augen selbstsüchtigen GdNF-Vorsitzenden geplant, Homosexualität war hier nur ein Mittel zum Zweck. Dies sollte sich in dem jahrelangen Streit ändern, hier wurde die sexuelle Veranlagung zum Hauptargument der Gegner Kühnens, wobei dieser durch die Behauptung, nur Schwule seien zum Führertum geeignet, noch Öl ins Feuer goss. Kurz nach der Spaltung von GdNF, HNG und FAP veröffentlichte Kühnen über seinen Freund Caignet, der auch das Vorwort schrieb, die Broschüre *Nationalsozialismus und Homosexualität*<sup>22</sup>. Während Caignet nur bedauerte, dass manche »Kameraden« die Errichtung einer Moralsekte über die Ziele der Bewegung stellten<sup>23</sup>, behauptete Kühnen gar, nur Homosexuelle seien für entscheidende Führungsaufgaben in der nationalsozialistischen Bewegung geeignet<sup>24</sup>. Die beiden Voraussetzungen um zu führen, soldatischer Charakter und Träger geistiger Orientierung, könnten nur bei Menschen zu finden sein, die sich nicht um private Interessen kümmerten, z.B. der Familie<sup>25</sup>. Das Prinzip sei bereits im antiken Sparta praktiziert worden.

»Die Natur stellt gleichsam einen gewissen Prozentsatz von Männern von der Pflicht zur Fortpflanzung frei, damit sie

22 M. Kühnen: *Nationalsozialismus und Homosexualität*, Courbevoie 1986; hg. von Michel Caignet.

23 Ebenda S. 6.

24 Ebenda S. 40 ff.

25 Ebenda S. 40.

sich ganz der Gesellschaft weihen. Tun sie dies, widersprechen sie nicht den Naturgesetzen, sondern erfüllen ihren biologischen Zweck genauso, wie der heterosexuelle Mann durch Zeugung erbgesunden Nachwuchses.«<sup>26</sup>

Zudem verbat er sich die Feststellung, Schwule seien krank durch Hinweis auf Personen in der Geschichte; die Verfolgung von Homosexuellen im Dritten Reich sieht er als letztes Überbleibsel »jüdisch-christlicher Moralauffassung«<sup>27</sup>. Aus seinen Ausführungen lässt sich ablesen, dass Kühnen offenbar Schwule für beziehungsunfähig und nur zur Kontrolle der heterosexuellen Masse für geeignet hielt. Ferner bezeichnete er die Aktivitäten von Jürgen Mosler als »Steinzeit-Nationalsozialismus«<sup>28</sup>. Dies rief umgehend die Gegner des Röhms-Verehrers Kühnen auf den Plan. Noch im gleichen Jahr erschien die Gegenschrift *Anmerkungen zu Michael Kühnen: Nationalsozialismus und Homosexualität* unter einer Deckadresse in den Niederlanden. Die Autoren verwarfen Kühnens Argumentation und unterstellten ihm als Homosexuellen, Homosexualität nicht objektiv beurteilen zu können<sup>29</sup>. Der Vergleich mit Sparta hinke, da dort Homosexualität erst in der Verfallsphase des Staates akzeptiert worden sei<sup>30</sup>. Auf die Idee eines schwulen Führungs-

korps reagierten die Verfasser besonders ablehnend:

»Hier ist eher eine Grenze überschritten, jenseits derer psychopathologische Gesichtspunkte heranzuziehen sind.«<sup>31</sup>

Homosexualität war für die Autoren eine Dekadenzerscheinung auf die im Dritten Reich akkurat reagiert worden sei; sie betonten, dass Homosexualität nicht Privatsache des Einzelnen sein könne, wenn dieser sich als Nationalsozialist gebärde<sup>32</sup>.

Genau damit argumentierte jedoch der Vertraute Kühnens, Christian Worch, der Homosexualität für eine belanglose Privatangelegenheit hielt, ähnlich wie Vegetarierum oder Alkoholabstinenz.<sup>33</sup> Zudem hielt er Jürgen Mosler argumentative Blindheit vor:

»Wie will sich die Bewegung auf der einen Seite auf die politische Konzeption Ernst Röhms berufen, wenn der nämliche gewesene SA-Stabschef posthum zur »Unperson« erklärt wird, weil er andere Bettgewohnheiten hatte als die große Masse normaler Menschen?!«<sup>34</sup>

Offenbar hielt auch Worch Homosexualität für nicht normal. Zudem bezeichnete er die Herausgabe der Broschüre *Nationalsozialismus und Homosexualität* als schweren Fehler, Kühnen müsse einräumen, dass Homosexualität der Kameradschaft und dem Ansehen der Bewegung in der Presse schaden könne<sup>35</sup>.

Ferner organisierte Worch die Herausgabe einer Infobroschüre

für die Anhänger Kühnens, nachdem Michael Swierczek die Zeitschrift *Die neue Front* okkupiert hatte. Noch 1986 erschien mit fortlaufender Nummer der alten Postille die hektografierte *Widerstand - Die neue Front* mit dem programmatischen Titel »Hände weg von Michael Kühnen«. Dort heißt es u.a.:

»Die persönlichen Ansichten über Homosexualität oder »Homosexuelle in der Bewegung« bleiben jedem Kameraden überlassen, wir aber erklären, dass gemäß dem alten Organisationsbefehl der ANS/NA das Privatleben der Kameraden bei der dienstlichen Beurteilung keine Rolle spielen darf. Die Schlafzimmertüren bleiben zu!«<sup>36</sup>

Seine Gegner titulierte Worch als »Miniaurführer« oder »Moralinquisition«, während er Kühnen als den von der Vorsehung geschickten Führer bezeichnete<sup>37</sup>. Mosler reagierte umgehend und erweiterte den Kampf gegen Kühnen zum allgemeinen Vorgehen gegen AIDS, das er mit Homosexualität identifizierte<sup>38</sup> – in Zeiten größter Hysterie ein geschickter Schachzug. Zudem stellte er klar, dass er keinen Putsch gegen die Vorsehung durchgeführt habe, die Bewegung mache weiter, nur eben ohne Kühnen<sup>39</sup>. Ferner entmachtete er Michel Caignet als internationalen Vertreter der deutschen Neonazis<sup>40</sup>. Die Diskussionen über Homosexualität innerhalb der Neonaziszene rief auch die Presse auf den Plan,

<sup>26</sup> Ebenda S. 48.

<sup>27</sup> Ebenda S. 52-54.

<sup>28</sup> Zitiert nach; Deutscher Informationsdienst: Hitlers Enkel und die FAP. Ein zweiter »Fall Röhms« spaltet die Neonaziszene. Bonn 1986; S. 4.

<sup>29</sup> Anmerkungen zu Michael Kühnen: Nationalsozialismus und Homosexualität, Rotterdam 1986, S. 5.

<sup>30</sup> Ebenda S. 10 ff.

<sup>31</sup> Ebenda S. 21.

<sup>32</sup> Ebenda.

<sup>33</sup> C. Worch: Die Farbe der Treue, Hamburg 1986, S. 11.

<sup>34</sup> Ebenda S. 4.

<sup>35</sup> Ebenda S. 6.

<sup>36</sup> Widerstand - Die neue Front (4) 1986, Nr. 36, S. 3.

<sup>37</sup> Ebenda S. 5.

<sup>38</sup> Die neue Front (4) 1986, Nr. 8; S. 8/9.

<sup>39</sup> Die neue Front (4) 1986, Nr. 9/10; S. 3.

<sup>40</sup> Die neue Front (4) 1986, Nr. 11.

wobei die meisten Journalisten zwar die Neuartigkeit des kühnenschen Konzepts feststellten, zugleich aber betonten:

»Ein Neonazi, der schwul ist, ist deswegen noch kein Libertärer«<sup>41</sup>. Die innerfaschistische Debatte setzte sich mit vermindelter Härte und dem von Kühnen verfochtenen Vorwurf, er sei einem Putsch, der gegen das Führerprinzip verstoßen habe, zum Opfer gefallen, bis zum Sommer 1987 fort<sup>42</sup>. Beide Seiten aber waren vornehmlich auf Konsolidierung bedacht. So zeichnete sich ab, dass Kühnen trotz seiner Inhaftierung über seinen Vertrauten Christian Worch die alleinige Kontrolle über HNG und GdNF behalten würde, in der FAP aber zu unterliegen drohte. Sein ehemaliger Vertrauter Michel Cagnet beendete seine Arbeit innerhalb der neonazistischen Gruppen und begann mit der eigenständigen Herausgabe des betont nationalistischen Schwulenzmagazins *Gaie France*, mit dem er nach Eigenangaben gegen amerikanische Kultureinflüsse zu Felde zu ziehen gedachte<sup>43</sup>. Als

41 K. Woischner: Michael Kühnen, In Männerbünden sexuell betätigen. In: taz 13.10.1986; S. 9.

42 Widerstand - Die neue Front (4) 1986. Nr.37 und Nr.38.

43 Archiv der Freunde eines schwulen Museums. Nachlass Klaus Härlin, Ordner Schwule Faschisten. Cagnet beklagte sich in einem Protestbrief u.a. darüber, dass seine Kameraden nicht verstehen könnten, dass man gleichzeitig Nationalsozialist und schwul sein könne, sie seien wohl von einem »jüdisch-christlichen Ungeist« befallen. Sein Magazin *Gaie France* sollte den Brückenschlag zwischen Homosexuellen und Rechtsradikalen von der Seite der Schwulen her ermöglichen, nachdem Cagnets eigene Versuche im Lager der Rechten offensichtlich gescheitert waren. Diese weiteren Bemühungen des politisch heimatlosen Cagnets sollten nicht von Erfolg gekrönt sein.

Verleger tat er sich zudem durch die Herausgabe Gerd Ritters *Ein Tempel für die Schönheit* hervor<sup>44</sup>.

Am 22.7.1987 allerdings verkündete der ebenfalls inhaftierte und von Kühnen in seinem Werk *Die zweite Revolution* hymnisch gefeierte Rechtsradikale Manfred Roeder, Kühnen sei nicht nur homosexuell, sondern auch noch HIV-positiv. Auf diese Anschuldigung reagierte Kühnen in einem Mitgliederbrief wenige Tage später mit einem ärztlichen Attest, welches das Gegenteil beweisen sollte<sup>45</sup>. Zudem beschuldigte er Roeder, dieser habe einen Handel mit der Staatsanwaltschaft gemacht, die ihm den lang ersehnten Freigang in dem Moment ermöglicht habe, als er sich zu seinen Behauptungen hatte hinreißen lassen<sup>46</sup>. Zu einem möglichen, alles beweisenden HIV-Test meinte Kühnen:

»Ich habe diesen Test nicht machen lassen, weil ich die ganze Hysterie für lächerlich halte: Ich bin gesund, unterhalte z.Zt. keinerlei sexuelle Verhältnisse. Ich bin weder betroffen noch interessiert an dem ganzen Unfug.«<sup>47</sup>

Im Hinblick auf einen Artikel über sich im Magazin *Stern* verwahrte sich Kühnen sowohl gegen den Vorwurf der Homosexualität als auch der Infizierung mit dem HI-Virus:

44 Dieses Buch stellt eine Fortsetzung von Kühnens Theorien dar.

45 Kameradenrundbrief 29.7.1987/98. In: Archiv der Freunde eines schwulen Museums, Ordner M. Herzer.

Die in rechtsradikalen Kreisen beliebte zweite Jahreszahl bedeutet »im Jahr des Führers Adolf Hitler«.

46 Ebenda.

47 Ebenda.

»Ja es stimmt: Es gibt Ex-Kameraden, die solche Verleumdungen verbreiten. Nicht etwa weil diese Behauptungen wahr wären, sondern sicherlich aus ganz anderen Gründen.«<sup>48</sup>

In dem *Stern*-Artikel hatte Kühnen auf die Frage, was mit HIV-Kranken wohl im Nationalsozialismus geschehen wäre, geantwortet:

»Man hätte eine konsequente Seuchenpolitik betrieben.«<sup>49</sup>

Möglicherweise hatte Kühnen erkannt, dass seine Versuche der Belehrung der Neonazis über die Vorteile der Homosexualität ohne Erfolg geblieben waren, nun verfolgte er eine andere Taktik: Er dementierte gänzlich, selbst homosexuell zu sein. So erschien ein knappes Jahr später die Zeitschrift *Widerstand - Die neue Front* gar mit einem schwulenfeindlichen Cover, auf dem zwei mit der Bezeichnung »schwul« dargestellten, sich küssenden Männer in einer Reihe neben hakennasigen Asylbewerbern unter der Rubrik »Vielvölkerstaat Bundesrepublik« abgebildet waren<sup>50</sup>. 1988 begann auch eine groß angelegte Kampagne der HNG zur Freilassung Michael Kühnens aus dem Gefängnis, die u.a. Christian Lochte, Chef des Landesamtes für Verfassungsschutz in Hamburg zu der Feststellung bewog, Michael Kühnen sei weiterhin der gefährlichste und einflussreichste Neonazi in der Bundesrepublik<sup>51</sup>. Nach seiner Freilassung im gleichen Jahr tat Küh-

48 An die Kameraden/innen Michael Kühnens 25.09.1987. In: Archiv der Freunde eines schwulen Museums. Ordner M. Herzer.

49 Stern 24.09.1987; S. 33.

50 Widerstand - Die neue Front (6) 1988, Nr.52. Cover.

51 Hamburger Morgenpost 4.3.1988.



nen alles um dieser Behauptung Rechnung zu tragen. So gelang ihm am 8.1. 1989 nach Vermittlung des ehemaligen ANS-Funktionärs für Süddeutschland, Thomas Brehl<sup>52</sup> (ebenfalls homosexuell veranlagt), ein Ausgleich mit seinen Gegnern.

Auseinandersetzungen zwischen den Unterzeichnern in der Vergangenheit, speziell innerhalb der letzten zweieinhalb Jahre, haben zu einer ernsthaften Beeinträchtigung der jeweiligen politischen Arbeit geführt und unser aller Ansehen geschadet. Aus diesem Grunde beschließen die Unterzeichner gemeinsam folgende öffentliche Erklärung:

»Die Unterzeichner verzichten gegenseitig auf Angriffe auf die politische Integrität und/oder die persönliche Ehre jeweils aller anderen Unterzeichner. Weiterhin sorgen sie dafür, dass seitens ihrer Kameraden und Anhänger keine solchen Angriffe gegeneinander gerichtet werden.«<sup>53</sup>

Zwar handelte es sich hierbei keineswegs um einen Frieden oder eine Aussöhnung, sondern nur um einen Waffenstillstand – wie auch Kühnen selbst betonte<sup>54</sup> –, doch war es Kühnen nun möglich, mit größerer Handlungsfreiheit zu agieren. Er

<sup>52</sup> Thomas Brehl (geboren 1957) war der Neffe des ehemaligen Gauleiters und Reichstatthalters von Thüringen, SA-Gruppenführer Rudolf Jordan. Er stieß 1977 über die Wehrsportgruppe Fulda zur radikalen Neonaziszene und später zu Michael Kühnen, dem gegenüber er sich auch nach Veröffentlichung des umstrittenen Buches *Nationalsozialismus und Homosexualität* loyal verhielt.

<sup>53</sup> Die neue Front (7) 1989, Nr.61; S. 11

<sup>54</sup> Ebenda: S. 10. Nach Einstellung des Mosler hörigen Organs *Neue Front* benannte Michael Kühnen sein Blatt *Widerstand - Die neue Front* wieder in *Die neue Front* um.

musste zwar die Wahl Friedhelm Busses zum Vorsitzenden der ihm nun ablehnend gesinnten FAP akzeptieren, doch gelang es, die ihm loyalen FAP-Mitglieder in der neu gegründeten Deutschen Alternative (DA) zu sammeln. Nur ein Jahr später überwarfen sich Jürgen Mosler und Michael Swierczek mit Friedhelm Busse, unterlagen aber gegen ihn auf dem Parteitag der FAP und verschwanden in der politischen Bedeutungslosigkeit. Zudem begriff Michael Kühnen erheblich schneller als seine Gegenspieler die Bedeutung des Mauerfalls und erarbeitete das Programm »Arbeitsplan Ost«. Mit Hilfe der DA unterwanderte er die NPD und andere im Osten aktive Westgruppen (z.B. FAP) rasch und setzte sich selbst erneut fast unangefochten an die Spitze der Neonazis im wiedervereinten Deutschland. Über den Kontaktmann Gottfried Küssel hielt er auch Kontakt zur österreichischen Szene. Seine Homosexualität jedoch führte weiterhin zu Spannungen. So scheiterte das Projekt eines von rechten Hausbesetzern okkupierten Gebäudes »Braunes Haus« im Osten Berlins in der Weitlingstraße nicht zuletzt an den internen Streitigkeiten zur Behandlung der Homosexualität Kühnens<sup>55</sup>. Als Friedhelm Busse 1990 Michael Kühnen vor laufenden Kameras als Homosexuellen titulierte, reagierte dieser mit einer Anzeige wegen Verleumdung und Ehrenrührigkeit<sup>56</sup>. Ein Jahr später bestritt der schon von Krankheit gezeichnete »Führer« noch seine HIV-Infek-

<sup>55</sup> Taz 10.07.1990; S. 23.

<sup>56</sup> B. Schröder: Neonazis und Homosexualität. In: G. Dworek (Hg.): Gefahr von rechts. Gibt es eine antischwule Trendwende?, Köln 1993; S. 35-41, 37.

tion<sup>57</sup>. Als Kühnen am 25.4.1991 an den Folgen von AIDS in Kassel starb, war seine Position als Chef der deutschen Neonazis nahezu unangefochten, Diskussionen über seine Homosexualität konnten bestenfalls in kleinen Kreisen, nicht einmal aber in den Szeneblättern geführt werden. Mit einer Mischung aus offensiver Argumentation, harter Bestrafung von Renegaten und einem ihm eigenen Führungsstil, der auf »rhetorischen und organisatorischen Fähigkeiten«<sup>58</sup> beruhte, war es ihm gelungen, sämtliche Debatten über seine sexuelle Veranlagung zu unterdrücken und die Neonazis auf Programmpunkte, nicht auf Privatleben-Dispute, einzuschwören. Die totale Konzentration auf den einen »Führer« Kühnen sollte aber nach dessen Tod zum Zerfall der von ihm dominierten Parteien und Grüppchen führen. Die HNG verlor rasch an Bedeutung, die GdNF zerfiel ebenso wie die DA aufgrund interner Streitigkeiten. Das Problem Homosexualität in der deutschen Neonaziszene hatte sich jedoch noch lange nicht erledigt. So stürzte der 1963 in Senzheim geborene Manfred Huck im Sommer 1993 die rechtsradikale Szene in Baden-Württemberg und Hessen durch sein öffentliches Coming-Out in eine schwere Krise. Die von ihm dominierte »Aktionspartei Nationalrevolutionärer Kameraden« spaltete sich daraufhin. Huck hatte in einem politischen Zickzackkurs zeitweise gleichzeitig dem linksradikalen Autonomen Zentrum in Heidelberg und der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands

<sup>57</sup> Ebenda.

<sup>58</sup> Nachruf auf Michael Kühnen in: Der Spiegel (45) 1991, Nr.18; S. 282.

(NPD) angehört<sup>59</sup>. Zudem war er in der Schwulenbewegung aktiv, die sich an seinem Auftreten bis 1993 nicht stieß und schrieb im Blättchen *Going public*<sup>60</sup>. Ferner organisierte er 1991 den CSD in Heidelberg mit. In München agierte Ewald Althans als Organisator der neonazistischen Szene und machte aus seiner Homosexualität ebenfalls keinen Hehl. Die *Berliner Zeitung* titelte hintersinnig:

»Ein smarterer Jungnazi verführt die Deppen.«<sup>61</sup>

Althans war Kameradschaftsführer unter Kühnen in der HNG gewesen und tat sich seit Ende der 80er Jahre durch Leugnen des Holocausts, Verehrung Rudolf Heß' sowie eine breite Öffentlichkeitsarbeit hervor, ehe er 1995 zu drei Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt wurde. Dies beendete seinen Aufstieg im rechtsextremen Spektrum. Im Gegensatz zu Huck bedeutete das Bekenntnis zur Homosexualität für Althans nicht das Ende seiner Karriere, da er ebenso wie Kühnen seine sexuelle Veranlagung durch charismatisches Auftreten zu überspielen wusste. Erleichtert wurde beiden ihre Tätigkeit durch das geradezu groteske Schweigen der Schwulenbewegung und der schwulen Presse, der es 1991 sogar gelang, den Tod Kühnens nahezu zu ignorieren. Gerade in die Monate nach Kühnens Tod fiel das Erscheinen von Richard Plants Buch über die Verfolgung von Homosexuellen im Dritten

Reich<sup>62</sup>, doch die Rezeption der Realität deutschen Neonazismus' mit schwulem Einschlag wurde geflissentlich übergangen. Einzig der Aufsatz »Saudummes Schwulengequatsche« von Paul Lies ragt durch die Fülle des Materials und der Beleuchtung der kühnenschen Theorien positiv hervor<sup>63</sup>. Aber eine dringend notwendige Diskussion über das Verhältnis von Schwulen zu nationalsozialistischen Stilelementen und deren kritikloser Übernahme kommt bis heute nicht in Gang. Dass Homosexualität vor gar nichts schützt, auch nicht vor Agitation für die Epigonen der Erschaffer des rosa Winkels, hat Michael Kühnen hinreichend bewiesen.

Die politische Linke hatte allerdings seit der »sozialen Konstruktion« eines schwulen Nazi-typus etwas dazugelernt: Trotz anfänglicher Wiederaufbereitung lauwarmer Gerüchte aus den 30er Jahren erkannte sie nach kurzer Zeit in Michael Kühnen den Nazi und nicht den Schwulen als Gegner und Zielpunkt von Attacken. Diese Wahrnehmung der Realität bezog sich allerdings nicht auf die deutsche Presse. Dass homosexuell veranlagte Neonazis relativ häufig in Presseberichten auftauchen, ist meines Erachtens das Ergebnis der weithin verbreiteten Einschätzung vieler Journalisten, dass eine solche politische Tätigkeit sich aufgrund der deutschen Vergangenheit verbiete. Gleichzeitig jedoch erwecken schwule Neonazis Reminiszenzen an das Auftreten des Stabschefs der SA,

Ernst Röhm. So werden homosexuelle Faschisten nur durch ihre sexuelle Veranlagung wahrgenommen (siehe Titel in der *BZ*). Nicht registriert wird, dass sie sowohl innerhalb der Neonazigemeinde als auch der schwulen Welt eine verschwindende Minderheit darstellen. Ebenso wurde die Gefährlichkeit einzelner Neonazis durch die Beschränkung des Blickwinkels auf die »Schlafzimmertüren« (um es mit Michael Kühnen zu sagen) unterschätzt. Michael Kühnen wurde beispielsweise lange nicht als der Ideologe wahrgenommen, der es erstmals gewagt hatte, Hitlers *Mein Kampf* neu zu interpretieren und damit wieder zur allgemein verbindlichen Richtschnur der deutschen Naziszene zu machen (und sich selbst als Führer zu legitimieren). Dadurch dürfte er für die deutschen Neonazis weiter von Bedeutung sein, sein Privatleben hingegen scheint seine Epigonen nicht zu interessieren, da immer wieder Nachrufe und Berufungen auf ihn in einschlägigen Postillen erscheinen<sup>64</sup>. Es wäre auch für die weitere (nicht nur schwule) Geschichtsforschung von Vorteil, wenn nicht nur die für das Handeln der einzelnen Personen wichtige (und bisweilen entscheidende) sexuelle Veranlagung herausgestellt, sondern gerade die Thesen, Programme und Ideen gewisser handelnder Akteure analysiert würden. Dabei sollte beachtet werden, dass private Meinungen über das jeweilige politische Oeuvre der zu untersuchenden Personen in der historischen Aufarbeitung nichts verloren haben.

<sup>59</sup> Archiv der Freunde eines Schwulen Museums. Nachlass Klaus Härlin. Ordner Schwule Faschisten: Das rechte Netz in der Region Rhein-Neckar und Rhein-Hessen.

<sup>60</sup> Ebenda.

<sup>61</sup> *Berliner Zeitung* 24.1.1992.

<sup>62</sup> R. Plant: *Rosa Winkel. Der Krieg der Nazis gegen die Homosexuellen*, Frankfurt/Main 1991.

<sup>63</sup> P. Lies: *Saudummes Schwulengequatsche*. In: *magnus* 1991, Nr.6; S. 52-53.

<sup>64</sup> *Die neue Front* (11) 1993, Nr.90 (Cover).

## Otto Peltzer in Schweden. Ein Nachtrag zu CAPRI 28, Seite 45 ff.

Dem Hinweis in Volker Kluges Peltzer-Biografie, dass eine Akte der schwedischen Geheimpolizei über Peltzers Aufenthalt in Schweden 1939 – 41 existiert, ist der Stockholmer Historiker Fredrik Silverstolpe nachgegangen. Tatsächlich fand er im Stockholmer *Säkerhetspolisens arkiv* jene Akte, die er größtenteils einsehen konnte. Eine unbekannte Zahl von Dokumenten, die, wie er vermutet, Daten über Polizeispitzel enthalten, durfte er nicht sehen. Auf zwei fotokopierten Blättern waren Textstellen geschwärzt. Generell war ihm verboten, die Akte oder Teile daraus zu kopieren. Abschriften waren aber erlaubt.

Zwei Fragen konnte Silverstolpe anhand des Aktenstudiums weitgehend klären:

1. Was wusste die Polizei über Peltzers schwule Sex-Abenteuer in Schweden?

2. Warum wurde Peltzer aus Schweden ausgewiesen und nach Nazideutschland abgeschoben?

Zu 1.: Die Polizei bemühte sich intensiv, Peltzers Sexualverhalten in Schweden auszuforschen, konnte jedoch nur Verdächtigungen und Vermutungen, aber nichts Beweisbares ermitteln. Sie erfuhr, dass Peltzer in zwei öffentlichen Badeanstalten Hausverbot erhalten hatte, und zwar nicht, weil er überführt, sondern nur weil er verdächtigt worden war, sich dort nicht zum

Baden, sondern auf der Jagd nach Sexkontakten mit Jugendlichen aufzuhalten. Zwei Jungen unbekanntes Alters hatten sich über ihn beim Bademeister beschwert. Die Polizei konnte aber die Namen der Jungen nicht feststellen und sie daher nicht nach Einzelheiten befragen. Der Polizei war bekannt, dass Peltzer in Deutschland einschlägig vorbestraft war, was sie offensichtlich veranlasste, ihn diesbezüglich zu bespitzeln. Sehr interessant fand die Polizei die Frage, ob Peltzer Kontakte zu schwedischen Homosexuellen hatte. Dies hätte sie nämlich als Indiz für Verstöße Peltzers gegen das schwedische Schwulenstrafrecht gewertet, konnte aber solche Kontakte nicht feststellen.

Zu 2.: Peltzer war nicht als politischer Asylsuchender nach Schweden eingereist, sondern um dort als Sporttrainer zu arbeiten. In Deutschland war ihm dies nicht möglich, weil er nach seiner Verurteilung zu einer Gefängnisstrafe aus dem Leichtathletikverband ausgeschlossen worden war. Da die deutsche Organisation dem internationalen Leichtathletikverband angeschlossen war, galt Peltzers Ausschluss und damit das Trainer-Berufsverbot auch im Ausland wie zum Beispiel in Schweden.

Neben diesem Grund für die Abschiebung Peltzers zurück nach Deutschland ergeben sich aus der Akte noch drei weitere:

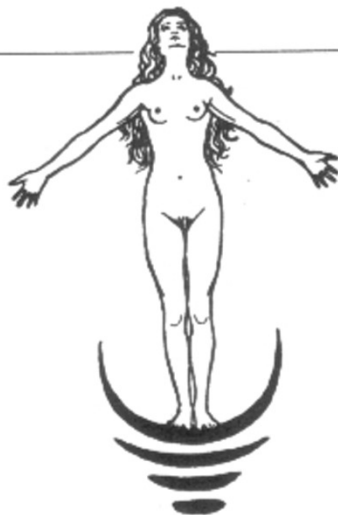
1. Es wurde befürchtet, Peltzer könne mit seinem homosexuellen Verhalten einen irgendwie verderblichen Einfluss auf schwedische Jugendliche ausüben.

2. Auch außerhalb der offiziellen Sportvereine gab es im schwedischen Sportbetrieb kaum Arbeitsmöglichkeiten für Trainer, schon gar nicht für Ausländer. Von den Einnahmen als Sportjournalist konnte Peltzer nicht leben.

3. Zwar gab es keine Beweise wohl aber den Verdacht, dass Peltzer ein deutscher Spion sein könnte. Dies allein genügte für eine Ausweisung.

Nichts in der Akte stützt die Annahme des Peltzer-Biografen Kluge, die Abschiebung nach Nazideutschland sei in Wirklichkeit eine Auslieferung gewesen, die auf Drängen der deutschen Regierung erfolgt sei und die die Kollaboration des nur scheinbar neutralen Schweden mit den Nazis beweise. Eher scheint das Gegenteil der Fall zu sein. Peltzer ist *nicht* als politischer Flüchtling, sondern als arbeitssuchender Ausländer mit gültigem deutschen Pass nach Schweden eingereist. Von den Gründen, die zu seiner Abschiebung in seine Heimat führten, war allenfalls der Spionage-Verdacht ein politischer. Dieser war aber alles andere als Ausdruck für eine nazifreundliche Einstellung der schwedischen Regierung.

M. Herzer



← Eindeutige sexuelle Zwischenstufe von Fidus aus dem Tendenzroman für freie Geister DIE EIGENEN, Berlin 1903.